474

1

80

8482

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/bilderausdemlebe31hell

Bilder aus dem Leben

in

Erzählungen und Novellen

von

Paul Hellmuth.

Erster Band.

Leipzig.
Verlag von A. Wienbrack.
1844.

RBR
Jante
#1545

Inhalt.

Seite

1. Die Bekehrten 1
2. Die Saat des Bösen 93
3. Der Galeerensträfling 161

I.

Die Bekehrten.

II.

Die Verbrecher.

Der Casinogarten einer bedeutenden Provinzialstadt im ***schen, pflegte vom Beginn des Frühlings an regelmäßig sich des Donnerstags Nachmittags für die Notabilitäten des Ortes zu öffnen. Auch an dem sonnigen und milden Maitage, womit wir diese kleine Erzählung beginnen, war der Garten sehr besucht. Die Witterung war sehr einladend. Es regte sich in der bräutlich geschmückten Natur kein Lüftchen und auch für die zartesten Nerven war Nichts zu besorgen. In den frischen, grünen Lauben war es weder fußkalt noch feucht und ihre schattige Dämmerung traulich lockend. Da nun überdies der Eine und Andere bereits den Schlag der Nachtigal gehört haben wollte, so strömte die **beau monde** von allen Seiten herbei, um sich des neuen Vereinigungspunktes für den feineren Zirkel bewußt zu werden. Die schnellfüßigen Kellner flogen von Laube zu Laube und versprachen hier des Weines, dort des Kaffee's prompteste Besorgung, während geschmückte Zofen und gallonirte Diener

ein Uebriges thaten und trauliche Grüße wechselnd, über den Dienst ihrer Herrschaften, ihr Privatvergnügen nicht vergaßen. Statt der Nachtigal hatte sich eine Harfenistin eingestellt, deren reiner Sopran auch Kenner befriedigte und so schien denn Alle nur ein Geist, der des Frohsinns zu beleben, der, ein lieblicher Genius, so gern das Grüne liebt und den blauen Himmel über sich.

Allein wer die Verhältnisse genauer kannte, der merkte doch bald, daß zwei Kobolde im Garten ihren Umgang hielten, Gnome, die einmal citirt, noch schwerer als Fliegen zu verscheuchen sind. Der Eine, kenntlich an einer enormen Brille auf der Nase und dem ledernen Bocksbeutel an der Seite, hieß Kastengeist, ein Spuk, der zehnmal ausgeklopft und ausgebürstet, doch wieder in den superfeinen Rock fährt und in der Haartour nistet. Er schlich im Casinogarten auf feinen weichen Socken umher und flüsterte hier der Geheimeräthin von X. zu, sich um des Himmels Willen nicht zu vergessen, sintemal dort die Professorin Y. sich nähere, die ja bekanntlich früherhin nur Ausgeberin bei dem Baron v. Z. gewesen und flüsterte dort dem Herrn v. A. zu, doch bei Leibe nicht in jener Laube sich häuslich niederzulassen, indem dort der

Commerzienrath B. mit seiner Familie säße, sein Vater sei ja der bekannte Schuster Otto Bellmann — und raunte dort dem Justizrath in's Ohr, jene Laube zu vermeiden, wo Calkulatoren, Canzellisten sammt dem übrigen Unterstab beim Weißbier sich vergnügten. Und so flüsterte und wisperte er so lange umher, bis den würdigen Leuten der Schweiß vor die Stirn trat und sie nach allen Seiten hin Quarantainen errichteten, um sich gegen den immer frecher werdenden Zeitgeist abzusperren. — Das war der eine Spuk, der wie einst im Garten des Pfarrers von Taubenhain irre ging. Der andere Kobold war ein hagerer bleicher Schatten, sah wehmüthig und liebreich aus, trug das Haar gescheitelt und herabwallend, den Kopf etwas schief, in den Händen einige dünne Traktätleins und die Pantalons so tief herabhangend, daß es nicht möglich war, die Form des Fußes zu erkennen. Er redete wenig, aber er seufzte viel und so oft der leise Hauch über den Garten dahinstrich, lief den Fashionablen, wie man zu sagen pflegt, der Tod über's Grab. Beide Geister erfreuten sich in der Gesellschaft einer Menge von Adepten und Beschwörern, die wiederum ihre Jünger und Schüler hatten und so bedurfte es denn nur eines Winkes, um die gleichen Elemente

zusammenzuhalten und alles Fremdartige abzusondern. Allein es legte sich auch ein guter Geist mit seinen Fledermausflügeln über die Gesellschaft, der des Anstandes, der guten Lebensart und feinen Sitte und lehrte sie gute Miene zum bösen Spiel machen, einen Zudringlichen und Dummdreisten ein halbes Stündchen mit christlicher Liebe ertragen, des anwesenden Freigeistes schonen und in seiner Gegenwart nur vom schönen Wetter und den aufgetrockneten Wegen reden. Zwar erschien auch dieser Geist Manchem als ein zweideutiger Gesell, allein man darf nur neuerdings gelesen haben, daß die Moral einer höheren Sittlichkeit untergeordnet sei, ja daß man mit jener zu Hause bleiben müsse, wo es sich um diese handle, um mit dem Verfasser dieser Novelle übereinzustimmen, daß der Geist der feinen Sitte ein guter Geist sei.

Als einen Solchen erkannte ihn denn auch der Gutsbesitzer Paul Wolfgang, der sich vor Kurzem in der Gegend angekauft und die erste längere Muße, die ihm seine neue Lage vergönnte, dazu benutzt hatte, seinen alten Freund und ehemaligen Kriegskameraden, den Hauptmann Rindfleisch zu besuchen. Beide saßen beim Glase Rheinwein in einer der Lauben, die ähn-

lich den engliſchen Speiſehäuſern, dichte lebendige Wände von einander ſchieden.

„Ein charmanter Ton hier bei Euch," äußerte er, dem Freunde von Neuem das Glas füllend. „Ein Herz und eine Seele, überall freundliches Entgegenkommen, ohne Zudringlichkeit; feine Umgangsſitte und doch kein Zwang. Fürwahr, ich freue mich doppelt, mich gerade hier niedergelaſſen zu haben. Doch Du biſt ſo ſtill darauf, Bernhard!"

„Schweigen iſt auch Antwort," erwiederte dieſer und ſchlürfte behaglich den Nektar, indem er zugleich mit ihm liebäugelte.

„Das heißt: Dir gefällt dieſer Ton nicht."

„Du weißt es Paul, ich verſtehe mich auf die Tonkunſt ſchlecht und habe darin kein Urtheil. Aber dieſes Weinchen! Welche Blume! Wo wächſt eine ſolche in irgend einem Garten?"

„Du weichſt mir aus, alter Freund und regſt damit meine Wißbegierde nur noch mehr auf. Denn mich intereſſirt es ſehr, zu erfahren, wie die Menſchen hier beſchaffen ſind. Als nunmehriger Nachbar muß ich das Terrain kennen lernen."

Der Hauptmann zog ſeine Uhr und ſagte: „ein

Stündchen können wir noch plaudern. Kellner, eine Flasche dito.“ Er blies den Meerschaum aus und indem er von Neuem stopfte, bog er die Zweige der Laubwand auseinander und warf einen spähenden Blick hindurch.

„Du hast Dich,“ hob er nun an — „über mein weißes Haar gewundert, lieber Paul und ausgerechnet, daß ich nur zwei Jahr älter als Du und folglich hoch in den Vierzigern sei. Ich will Dir sagen, wovon es sich so gebleicht hat, von diesem charmanten Ton hieselbst, den ich nun schon 15 Jahre gehört habe. Du gute Seele ahnst nicht, welche Kapelle hier spielt. Glaube mir, der Teufel hat darin die Instrumente gestimmt und nun geigen, flöten und posaunen die Liebhaber und Künstler darauf los, daß ich, der ich nicht mitspiele, vor innerem Weh vergehen möchte.“

„Du sprichst in Bildern, die ich nicht verstehe. Rede gutes, verständliches Deutsch,“ versetzte Wolfgang.

„O Paul! wenn ich mir unsre Jugendzeit, die schönen Tage der Erhebung und Begeisterung unsers Vaterlandes vergegenwärtige, so liegt mir keine Frage näher, als die: „wo ist die Erndte jener Blutsaat?“ Und grimmig lüfte ich dann den Säbel, um gegen

all die Gespenster zu Felde zu ziehen, die Stadt und Land durchstreichen. Allein ich stecke ihn in selbigem Augenblick wieder in die Scheide, denn haut man auch einen Geist mitten auseinander, er fließt ja wieder auf der Stelle zusammen. Du erinnerst Dich des nassen Tages bei Gr. Beeren und wie wir zum vierten Mal das Dorf nahmen. Wir zeichneten uns rühmlich aus und hatten noch überdies eine Malice auf die Weißröcke. Ich that eben nicht mehr, als ihr Andern und erröthete daher vor Schaam, als ich das eiserne Kreuz bekam. Mit feuchten Augen betrachtete ich es und gelobte mir, mich des Ordens der Kreuzritter nie unwürdig zu machen, sondern als ein tüchtiger Kriegsmann zu leben und zu sterben. Und so wie ich, dachten Alle. Das Kreuz war der Talisman, der uns durch und durch erwärmte, wenn die Bivouake die Begeisterung für König und Vaterland etwas abkühlten und vorwärts ging es auf der blutigen Bahn zum Sieg oder zum Tode. O du schönes Symbol der Hingebung, der Selbstverleugnung und Aufopferung! Welche Wunder bewirktest Du damals, als man Dich von dem ungeheuren Grabhügel nahm, unter dem das Vaterland lag und Dich in Eisen goß!"

„Nun?“ fragte Wolfgang voll Erwartung, als der Hauptmann schweigend seinen Schnauzbart drehte und große Tabakswolken von sich blies — „Nun?“

„Dies Kreuz, sammt den übrigen Orden, die Du an meiner Staatsuniform sehen kannst, ist jetzt ein Gegenstand des Hohnes geworden. Mit verbissenem Grimme betrachten es die jüngeren Officiere, die damals noch auf dem Stock ritten, als wir für diesen jungen Nachwuchs Blut und Leben gaben. Denn ihnen fehlen natürlich diese Orden. Ihre Brust ist, wenn gleich wattirt, doch kahl. Drum treibt Neid und Mißgunst ihren Spott damit.“

„Pah, das ist zum Lachen,“ erwiederte Wolfgang. „Wie kann ein Mann wie Du darüber sich ärgern?“

„Doch auch die Staatsdiener betrachten es mit scheuem Mißtrauen, als sei man dadurch gebrandmarkt.“

„Wie ist das denkbar? Bernhard Du faselst!“

„Wollte Gott! das Kreuz erinnert sie an einen Mann, der möglicher Weise einst zum Tugendbunde, oder irgend einem andern geheimen Orden gehört hat. Sie setzen voraus, ein Mann aus jener Zeit müsse schlechterdings anmaßend und mit dem Bestehenden unzufrieden sein, in seiner Brust müsse ein gallenbitteres

Gefühl wegen so mancher vereitelten Hoffnungen wohnen; seine äußere Stille verdecke Tiefe des Hasses, seine ehemalige Begeisterung habe noch immer eine innere Leidenschaftlichkeit als frischen Zündstoff zurückgelassen, sein Gedächtniß sei noch ungeschwächt und auf der Tafel desselben finde sich so manches fingerlange Fragezeichen hinter dem Punktum, das der Staat gesetzt. Einem solchen Manne gegenüber zu stehen, genirt. Man weiß nicht, wie man mit ihm daran ist. Er ist ein Gläubiger, mit dem man akkordirt hat. Darum redet denn auch Niemand von dem jüngeren Geschlecht vom Freiheitskriege und wenn doch einmal das Gespräch sich in jene Tage verirrt, so huscht man darüber hin, wie über eine Jugendthorheit. Mein theurer Freund! das ist eine gar bittere Erfahrung. Dagegen ist Napoleon der Held des Tages und seine alte Garde der Repräsentant aller heroischen Größe geworden. Das muß man in jeder Gesellschaft hören. Ich würge fast daran, aber ich schweige. — Ich würde indeß doch noch ein leidliches Loos haben, wenn ich Edelmann wäre. Allein ich gehöre zur Bourgeoisie. Man weiß es, daß mein Vater ein ehrlicher Bauer gewesen und daß meine nächsten Verwandten dem niedrigsten Stande angehören. Ich bin daher ein Mann,

den man duldet. Donner Wetter! geduldet zu werden! Haſt Du erwogen, was das heißt? Dazu kommt endlich noch mein famöſer Name — Rindfleiſch. — Wäre ich aus altem Adel, ei, ſo möchte ich ihnen zu Gefallen, Schweinichen, Meerkatz, Schimmelpfennig, Riedeſel, Ochs und was weiß ich es, heißen. Allein ein bürgerlicher Hauptmann, Namens „Rindfleiſch," der überdies ein Träger ſeines Kreuzes iſt — der kann nur auf Duldung Anſpruch machen."

Wolfgang lachte, daß ihm die Augen thränten und ſagte: „ein ganz verwünſchtes Pech!"

Sehr verdrießlich äußerte der Hauptmann, daß er nicht wiſſe, was dabei zu lachen ſei; es ſei vielmehr im höchſten Grade ärgerlich, einer vornehmen Gemeinheit Preis gegeben zu ſein. Es gehe kein Diner hin, zu dem er eingeladen werde, wo es nicht als ſtehendes Gericht Rindfleiſch gebe, bald ſo bald anders bereitet, und wo er nicht die Bemerkung hören müſſe, „ein ſaftiges Rindfleiſch, ein delikates, mürbes, wunderherrliches Stück Rindfleiſch" und die niederträchtige Replik der Wirthin, „ihr dünke es zähe, alt und widerſpenſtig zu ſein." Er wappne ſich dabei mit äußerem Gleichmuth, während es in ihm koche und ſiede.

Wolfgang lachte bei dieſen Aeußerungen nur noch

ſtärker und auch der Hauptmann zwinkte endlich mit den Augenwinkeln liſtig und ſagte langſam: „Paul Du biſt ein Narr!“

„Wenigſtens kein Cato“ verſetzte dieſer in der heiterſten Stimmung. „Schon damals im Felde verfolgte Dich dies Unglück. Das ganze Detachement wieherte fröhlich auf, wenn der Fourier kam und rief: „es iſt Rindfleiſch abzuholen!“ Oder wenn der muthwillige Feldwebel unſre Namen aufrief. Der Schalk hatte ein Dutzend der corrupteſten zuſammengeſtellt und unſer Gelächter begleitete die Namen „Puttferken, Piepjung, Sauerbier, Fettköter, Kortenbeutel, Weißmütz, Bietdendübel, Rindfleiſch, Grunzmichel“ — und darum bateſt Du uns ja auch, Dich ſtets bei Deinem Vornamen zu nennen. Es iſt wahr, es giebt kaum einen böſeren Fluch, als den des Lächerlichen. Ich bin überzeugt, daß Du eben deshalb auch Hageſtolz geblieben biſt. Denn welches Frauenzimmer, das noch Anſprüche macht, entſchlöſſe ſich wohl dazu, ſeinen harmloſen Namen mit Rindfleiſch zu vertauſchen! Doch eben aus dem Grunde würde ich ihn längſt abgelegt haben. Welch' ein wunderlicher Eigenſinn, ſo feſt am Rindfleiſch zu halten! Ich würde mich längſt Rindshorn, Rindsſtirn, oder Ochſenſtirn und folglich Oxenſtierna

genannt haben, so wie ich denn auch an Deiner Stelle, um den Pharisäern und Sadducäern den Mund zu schließen, ein „von" vor den Ochsenstirn gesetzt haben würde."

„Nimmermehr!" schrie der Hauptmann heftig auf und stampfte mit den Füßen. „Das ist nun ganz gegen meine Grundsätze. Eher Alles weggegeben, als meinen ehrlichen Namen. Das wirst Du nie, nie erleben. Und nun vollends, mich adeln zu lassen! Donner Wetter! Als wäre die Haut eines Bürgerlichen aus schlechterem Leder. Nimmermehr. Und außerdem, was hülfe es mir? Die wenigen Vernünftigen im Orte scheuchte ich damit von mir, z. B. meinen alten, ehemaligen wackeren Feldwebel, der jetzt hier Steuereinnehmer ist und die Noblesse würde ich doch nicht versöhnen, da ich statt nach Art der Pharisäer in allen Winkeln und Ecken zu beten, hin und wieder fluche, wie ein Landsknecht."

Der Freund horchte hoch auf. „So also" — sagte er bedächtig — „stehen die Sachen! Das ist freilich ein Anderes und für Dich Freigeist allerdings eine härtere Prüfung."

„Das bin ich nicht," versetzte der Hauptmann mit tiefem Ernst. „Ich habe den Spruch, „bete und

arbeite" mein Leben lang befolgt. Ich bete auch, lieber Paul, — im Vertrauen gesagt. Denn wie man mit Gott steht, darf man höchstens dem treuen Freunde erzählen. Es ist das fast so, ja wie sage ich gleich — wie mit einer Geliebten. Die Liebe zu Gott ist auch eine heilige, tiefe, verschwiegene, ich möchte sagen, jungfräulich verschämte, über die man nie zu raisonniren vermag. Im Gebet erst tritt sie in's Bewußtsein. Doch eben darum zieht sich der Betende in sein Kämmerlein zurück, wo er keinen Betschemel hat, um sein Herz vor Gott auszuschütten. Denn die Dienstmagd würde jenen ja abstäuben, zurechtstellen, umkehren, kurz profaniren müssen. Hier hingegen wird mit ihnen ein Luxus getrieben. Sie sind mit schwarzem Sammet überzogen und gepolstert für das zarte Knie der gnädigen Frau. Man zeigt sie sich gegenseitig und betet erst zur Probe darauf und macht die Sache gleichsam blind durch, bis man die Ueberzeugung gewonnen, es bete sich gut darauf. Gott besser's. Hier ist ein Prunken mit der Gottesliebe, dem Gottesbewußtsein, dem Begreifen des Lebens und dessen Weihestunden, daß die Langmuth Gottes dazu gehört, nicht mit Pech und Schwefel dazwischen zu fahren. Hier strömt ein solcher Ueberfluß an gottseligen

Gedanken und Gefühlen, daß man nicht begreift, wie das schwache Menschenherz nicht davon weggeschwemmt wird. Hier ist ein solcher Wetteifer in frommen Uebungen, daß sich die Leute fast überschlagen; hier ist eine Traktätleinfabrik, eine Bibelgesellschaft, ein Missionsverein — hier wird mit der Frömmigkeit ein Geräusch gemacht, daß unser Einem die Ohren klingen."

„Ich hoffe," entgegnete Wolfgang, „Du übertreibst. Im Allgemeinen aber läßt sich doch wohl gegen diese wohlthätigen Anstalten nichts Erhebliches sagen. Der Mißbrauch des Guten rechtfertigt das Unterlassen desselben nicht. Die Richtung, die Du tadelst, ist an und für sich gut und löblich. Gestehe es selbst, es war doch vor 30 Jahren und darüber eine heillose Zeit, und die damals gepriesene Aufklärung ließ nichts übrig, als den großen unendlichen Raum selbst. Hilf Himmel, was wurde Alles hinweggeklärt!"

„Ich gestehe das keineswegs," war des Hauptmanns Antwort, „denn auch ich bin in ihr groß geworden und wüßte nicht, daß ich die damals empfangene Bildung zu bereuen hätte. Die Menschen waren vielmehr besser, als die jetzige Generation. Sonst hätte, um nur das Eine anzuführen — die Jugend von damals nicht so Tüchtiges leisten können. Sie

hat sich schnell für die kräftigsten Thaten erwärmen lassen und wahrlich nicht aus Klugheit oder Heuchelei sich selbst dahingegeben. Das setzt einen gesunden Kern in einer gesunden Schale voraus. Die Kirchen waren gefüllt, das Licht der Wahrheit leuchtete, das Gute fand Verehrer, das Böse seine Richter. Was fordert man mehr? Jetzt? Wo ist die Willenskraft, welche damals Tausende und abermals Tausende erhob? Sind die Menschen tugendhafter geworden? Giebt es weniger schlechte Ehen? Weniger Bastarde? Sind die Findelhäuser weniger bevölkert? Du lobst die frommen Missionsvereine! Kurzsichtiger! Mäßigkeitsvereine sollten dafür gegründet werden. Statt in fernen Landen das Christenthum ausbreiten zu helfen, sollte man Alles aufbieten, dem schauderhaften Gift des Branntweins Schranken zu setzen. Gegen die Cholera schickten wir ganze Regimenter mit scharfen Patronen aus und sperrten uns dergestalt ab, daß Spaßvögel uns Sperrlinge nannten. Allein dies scheußliche Ungethüm wird unter uns geduldet — und warum? Weil es in die Landescassen etwas Erkleckliches einfließen läßt und auch Gutsbesitzer bereichert. Das können diese frommen Seelen mit großer Ruhe mit ansehen, daß hier ein Familienvater sich durch den Trunk

unter's Thier herabwürdigt, daß der einzige Sohn zum frühen Greise wird, daß das häusliche Glück in Trümmer sinkt und alle Bande der Religion und Tugend sich lösen. Sie beten unterdeß und sorgen für die Rattenfressenden Chinesen. So wird die Uebung der Religion zu einem Mummenschanz und dazu muß sie überall herabsinken, wo die Wahrheit und die innere Spannkraft fehlt. Dies Alles, lieber Paul und noch manches Andere, hat mein Haar gebleicht."

Wolfgang erwiederte hierauf, daß er grau in Grau male; eine jede Zeit habe Elemente in sich, welche ältere Leute befremden; eine jede sei in einem steten Werden, in fortlaufender Entwicklung begriffen und daher nur durch die Verbindung mit der Zukunft verständlich. Auch aus diesem pietistischen Keim werde späterhin eine Heilpflanze erwachsen und es sei daher unrecht und thöricht, ihn mit Bitterkeit zu betrachten und darum, weil er von Vielen zu sehr gepflegt und die wissenschaftliche Tendenz, der kühlere Rationalismus von ihnen verkannt werde; ein einseitiges Auffassen des Religiösen sei von jeher verschuldet worden und es sei daher weise, statt darüber zu klagen, es in sich selber harmonisch zu entfalten und auszubilden, um für seine innere Welt wahren Frieden zu gewinnen

— So redete er versöhnende Worte zu dem leidenschaftlichen Freunde, der sich in seiner Lage auf allen Seiten gravirt sah.

In diesem Augenblick zog indeß ein Gespräch, das sich der benachbarten Laube näherte, ihre Aufmerksamkeit auf sich. Eine kleine Gesellschaft ließ sich daselbst nieder und aus dem Geklapper der Tassen und Theelöffel, die ein Kellner zurecht stellte, ließ sich schließen, daß sie sobald nicht wieder aufbrechen werde.

Der Hauptmann klopfte den Meerschaum aus und machte Miene zum Aufstehn, indem er äußerte, daß die Nähe dieser frommen Kaffeetrinker auf seine Nerven einen unangenehmen Eindruck mache.

„Du wolltest flüchten und bist ein Soldat?" sagte der Freund mit dem Tone leichten Vorwurfs. „Mit nichten. Wir bleiben hier. Ich gestehe meine Neugierde und möchte aus dem Inhalt ihrer Gespräche gern erfahren, welches Gewicht Deine Bemerkungen haben. Oft spricht sich in der Unterhaltung dieser sogenannten Gläubigen ein recht löblicher Sinn aus, der nur anders gefärbt ist, als der unsrige."

„Befehlen Sie Sahne?" flötete in diesem Augenblick eine weiche Frauenstimme.

„Wer ist das?" flüsterte Wolfgang.

„Die Regierungsräthin v. Ringen, eine sechs und dreißigjährige, gut conservirte Wittwe. Sie gilt viel in dem Verein der Frommen und ihr schönes Auge gewinnt wohl eben so viel Proselyten, als die beredte Stimme unsers Divisionspredigers."

„Und jene Baßstimme, die um Rum bittet?"

„Gehört meinem Vordermann, der als der zweite Einschub, den das Regiment seit Kurzem erlitten, mich um die Hoffnung bringt, in zwei Jahren Major zu sein."

„Und die beiden Tenore, die ich so eben höre?"

„Zu dem einen bekennt sich der Lieutnant von Falkenhof, der Sohn des Barons, bei dem ich, wie Du Dich vielleicht erinnerst, vor dem Kriege Wirthschafter war. Ein etwas windiger Passagier, den sie seit den zwei Jahren, die er im Regiment steht, weidlich bearbeitet und nun endlich wohl geangelt haben. Aber auch ein Goldfisch, denn er ist der einzige Erbe zweier schuldenfreier Rittergüter und in einigen Jahren mündig; der Frau v. Ringen ältestes Fräulein Tochter aber — ich sage das bloß beiläufig — ist vierzehn Jahr und sieben Wochen. — Gut spekulirt bei so viel Gottesfurcht."

„Und der Andere?"

„Ist der Premierlieutenant v. Seidler, ein Ausbund von Frömmigkeit, bibelfest, sanft, liebreich und mit einem Ausdruck von Wehmuth, als laste das ganze sündige Menschengeschlecht auf ihm. — Nun fehlt noch bloß der Divisionsprediger, dann ist der heilige Kreis formirt. Doch ich höre bereits seine Stimme."

„Sie scheinen sich alterirt zu haben, bester Herr Prediger!" redete ihn die Regierungsräthin mit unbeschreiblich sanfter Stimme an. „Ihnen ist etwas wiederfahren. Ich sehe ein Wölkchen vor dem sonst so klaren Himmel Ihres Auges. Befehlen Sie auch statt des noch mehr aufregenden Kaffee's ein Glas Zuckerwasser?"

„Danke unterthänigst, meine Gnädige! — Kleine Verdrießlichkeiten — Wer könnte und dürfte ihnen entgehen? Auch bin ich es nicht anders von dem Herrn Forstrath gewohnt."

„Der plumpe und rohe Mann" erwiederte sie — „hat gewiß wieder unser gut gemeintes und heilsames Streben zum Stichblatt seines plebejischen Witzes gemacht. Der Ueberlästige! Ueberall begegnet man ihm."

„Und wenn er nur das Fluchen ließe!" bemerkte Herr v. Falkenhof.

„Ich glaube, er thut es absichtlich, um die Beſſern zu kränken," ſetzte v. Seidler hinzu. „Doch was war es denn, was er ſo eben —"

Lächelnd unterbrach ihn der Geiſtliche — „Was war es! — Er ſpöttelte wie immer über die kleinen frommen Schriften, die durch meine Vermittlung den armen, ſo verlaſſenen Landleuten zufließen, welche zum Theil begierig nach der lauteren Milch des Glaubens ſind, die ihnen noch immer — Gott ſei es geklagt — durch ihre Miethlinge von Hirten verwäſſert, oder wohl gar ganz verfälſcht dargeboten wird. Nun, er ſpöttele. Es redet aus ihm der ungebildete Waidmann. Ein Menſch, der von dem Reiche Gottes keine Ahnung hat und nur Buchen und Eichen zu taxiren weiß — er kann ja wohl kaum eine andere Meinung haben. Freilich könnte er es wiſſen, daß auch die Vöglein im Walde ein Saamenkorn nach dem andern hie und dort hinſtreuen, das nach einem höheren Willen zum herrlichen Baume wird."

„O welch' ein ſchönes Gleichniß!" flötete die Regierungsräthin, indem ihr ſchönes Auge ſanft und wohlwollend auf ihm ruhte.

„Allerdings" verſetzte der Kapitain. „Denn was wollen wir denn Anderes, als ſie? Auch wir wollen

ein Saamenkorn ſtreuen und überlaſſen es der höchſten Weisheit, daß es aufgehe und Frucht trage."

„Und was giebt es Schöneres, als ſo für die Seelen unſrer Mitmenſchen zu ſorgen!" ſetzte Frau v. Ringen hinzu, indem ſie zugleich beiläufig äußerte, daß der Herr Prediger den Zucker zu nehmen vergeſſen. „Laſſen wir ihn daher reden und ſticheln, den rohen übermüthigen Forſtmann! Er hindert das gute Werk doch nicht und wenn er auch noch ſo viel Scherzhaftes über den „Nachtwächter," den „Hahnenruf" und den „geiſtlichen Kuhreigen" zu ſagen weiß."

„Ich hoffe indeß," ſagte der Prediger, „daß er bald zum Schweigen gebracht wird. In einigen Tagen kommt endlich unſer längſt erſehnte neue Brigadegeneral. Ihn kenne ich. Er hat das Leben in ſeiner Tiefe aufgefaßt, ein durchgebildeter Menſch, ernſt und fromm und angehaucht von jenem Geiſt, den auch wir erkannt haben."

Es erregte dieſe Nachricht eine allgemeine Freude, denn man wußte, daß er ein Günſtling des Regenten ſei.

„Er hat die Mittel in Händen," fuhr der Geiſtliche fort, „den Forſtrath und ſo manche andere Ungläubige, die unter uns den ſtillen Gottesfrieden ſtören, zu

beseitigen. Ich habe gestern Briefe aus der Hauptstadt erhalten. Der General ist vor seiner Abreise mehrere Stunden allein bei dem Prinzen Ferdinand gewesen. Und Sie wissen, Verehrteste! welchen eifrigen Beschützer der Glaube an ihm hat und wie viel wiederum der Prinz bei seinem Oheim gilt. Ich denke und hoffe, daß nächstens eine gründliche Sichtung geschehen wird."

„Die auch sehr nothwendig ist," nahm Lieutenant v. Seidler das Wort. „Es ist noch so Mancher unter uns, dessen sich jeder Bessere zu schämen hat. Noch immer geht der Geist des Unglaubens frech umher. Er muß endlich an Fesseln gelegt werden."

„Und er wird es," erwiederte der Geistliche mit Salbung. „So kann und darf es nicht bleiben. Es muß eine schönere, bessere Zeit anbrechen nach der Nacht des trostlosen Unglaubens. Und mir sagt es der Geist „bald." Immer mehr fromme Vereine bilden sich; immer reichere Unterstützung fließt uns zu, um jenen Armen zu helfen, die standhaft und treu in die Sünde des Abfalls nicht willigen und Märtyrer ihres frommen Glaubens werden. Immer Mehrere kommen zum Selbstbewußtsein und sehen es ein, daß nur der alte Glaube der Grundpfeiler des monarchischen

Gebäudes sei. Der alte, hehre Tempel, er steht wieder verjüngt und geheiligt vor uns. Das Symbol ist wieder auf den Altar gestellt, von dem frivole Hände es herabgerissen. Die Wahrheit erringt einen Sieg nach dem Andern, wie damals, als zum ersten Male das ewige Wort verkündigt ward. Jener hohle Rationalismus, der sich längst überlebt hat, sinkt dahin in die Nacht, aus der der Unglaube ihn herauf beschworen. Die Wenigen, die ihn noch als Götzenbild verehren, sind in ihrer Nichtigkeit bereits allgemein erkannt worden und sie stehen als einsame Hüter neben dem kahlen Grabhügel, unter welchem die Vernunft ruht. Sie hoffen, die Thoren, in ihrem Wahn, auf eine Auferstehung derselben, doch nur gespenstisch wird diese sündige von Gott losgerissene, in ihrer Blindheit sich selbst verzehrende, ewig unmündige, ewig umhertappende Vernunft, die das Familienleben entheiligt, das Bürgerleben zerrüttet, die Staaten untergräbt und die Thronen erschüttert, hie und da ihren Verehrern erscheinen, während der Glaube, als das sonnige Tageslicht, uns, die wir ihn demüthig ergreifen, freundlich den Weg zeigt, den die Gnade gebahnt hat. O schöne Zeit, wann wirst du anbrechen! Du Tag des Sieges, wo der Glaube in jeder Menschenbrust seinen

Altar hat, wo der Fürst der Finsterniß, jenes apokalyptische Thier völlig überwunden ist und die fleischlichen Lüste —"

Eine weinerlich flehende Stimme hemmte plötzlich den Fluß seiner Rede und unwillig wandten sich Aller Blicke nach dem Eingang der Laube hin. Schon perlte im Auge der Frau v. Ringen eine fromme Zähre und das Strickzeug ruhte in der schlaffen Hand; heilige Gefühle schwellten die Brust der Hörer, — doch die geweihte Stimmung entfloh, denn ein junges Weib, im Gewande bitterer Armuth und auf den Armen ein bleiches Kindlein tragend, wagte es, näher zu treten und für sich und das verlassene Würmchen um ein Almosen zu bitten. Doch die Frau hatte dazu einen unglücklichen Augenblick gewählt. Höchst verdrießlich, gestört zu sein, fuhr sie der Kapitain mit den Worten an, daß hier nicht der Ort sei, Gaben in Empfang zu nehmen, sie müsse sich an die Obrigkeit und Armenkasse wenden. Auf ihre Bemerkung, daß ihr Mann gestorben und sie mit fünf Kindern zurückgelassen habe, entgegnete die Regierungsräthin, daß sie arbeiten müsse, und daß der Mensch viel zu leisten vermöge, wenn er Gott vertraue, und als sie darauf seufzend erwiederte, daß die Sorge für ihre Kinder

ihr wenig Zeit dazu lasse und daß auch Niemand ihr etwas zu spinnen gebe, rief ihr der Geistliche mit vieler Salbung zu, sie müsse ihre Sorge auf Gott werfen und sich nur ihren Glauben bewahren. Zugleich zog er aus der Tasche ein Traktätlein hervor und überreichte es ihr mit den Worten: Dies ist das beste Almosen für Sie. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Geld Euch noch mehr verdirbt. Dieser geistliche Kuhreigen jedoch wird Ihren Glauben stärken und wer ihn besitzt, ist reich bei aller Armuth."

Die Bettlerin besah die kleine Schrift trostlos von allen Seiten und sagte seufzend: „was soll mir das? Brod fehlt mir und ein Hemdchen für das Kind hier."

„Gute Frau," flötete nun die Regierungsräthin mit allem Wohllaut, den sie in ihre Stimme zu legen wußte, „gute Frau, störe sie uns nun nicht länger, sondern geh' sie mit Gott."

„Es ist traurig," rief Herr v. Seidler, „wie diese Menschen mit ihrem Blick ewig nur an dem Materiellen haften und kein anderes Bedürfniß kennen, als jenes heidnische: „was werden wir essen und womit uns kleiden?"

„Ich bin überzeugt" sagte der Kapitain, „daß Leute dieser Classe mit ruhigem Herzen ihre Kinder

ſterben ſehen können, weil ihnen damit die Laſt der Erziehung abgenommen wird. Mir fällt dabei ſo eben eine wahre Geſchichte ein, die dieſe Bemerkung leider belegt. Ein Knabe wurde von dem Kutſcher eines meiner Bekannten übergefahren und ſtarb nach einigen Stunden. Mein Freund gab den Aeltern — ſie waren ſehr dürftig — ſechs Friedrichsd'or und es iſt ſchrecklich — tröſtete ſie damit völlig. Doch noch empörender ſtellte ſich der Neid einer andern armen Familie heraus, die Gott auch mit Kindern geſegnet hatte. Die Mutter nämlich antwortete auf die Frage, wie es ihr gehe? „Schlecht. Die Kinder koſten ſo viel. Da hat nun jene Familie das Glück gehabt, daß ihr ein Kind übergefahren iſt, wofür ſie blanke ſechs Louisd'or erhalten hat. So gut wird's unſer Einem nicht."

„O es iſt abſcheulich, und kaum denkbar," rief Frau von Ringen. „Wie tief können Menſchen ſinken! Und mit dieſer thieriſchen Niedrigkeit verbindet ſich bei dieſen Leuten eine Zudringlichkeit, eine Unverſchämtheit im Fordern und ein Undank, der geradezu empört. Auch dieſe Bettlerin hat uns durch ihre Zudringlichkeit um einen herrlichen Genuß gebracht. Sie waren, verehrter Mann, im Begriff, uns noch

viel Schönes und Wahres zu sagen und die Gluth frommer Begeisterung strahlte aus Ihren Augen. Doch nicht wahr? Wir dürfen, wenn auch jetzt Ihr Gemüth etwas verstimmt sein sollte — recht bald darauf hoffen, daß Sie sich über jenen Gegenstand noch weiter aussprechen? Wann werden wir wieder bei Ihnen eine heilige Stunde genießen?"

Längst saß Hauptmann Rindfleisch auf einem glühenden Rost und wurde nur durch die bittenden Pantomimen des horchenden Freundes zurückgehalten. Er hatte erwartet, daß jene arme Frau sich an ihn wenden würde und bereits seine Börse gezogen. Da sie aber entmuthigt fortschlich, so sprang er jetzt mit einem um so kräftigeren Fluche auf und mit den Worten: „ich komme sogleich wieder," zum Freunde gewandt, eilte er der Bettlerin nach.

Allein das Herz war ihm zu voll. Nachdem er die Arme reich beschenkt hatte, ging er raschen Schrittes in einem der abgelegenen Bosquete auf und nieder und fluchte sich die Brust leicht. Dies pharisäische Prunken mit schönen Worten und Gefühlen bei einem liebeleeren Herzen regte seine Galle auf. Er war in der bösesten Stimmung, als der Lieutenant von Falkenhof ihm in den Weg trat und ihn kurz und barsch

mit den Worten anredete: „Sie erlauben eine Frage, Herr Hauptmann!“

„Sehr gern.“

„Waren Sie vorhin in der Laube, die an diejenige ſtößt, worin eine kleine Geſellſchaft, an der auch ich Theil nahm, ſich eingefunden hatte?“

„Ja wohl,“ verſetzte der Hauptmann kurz und kühl.

„So haben Sie alſo unſre Unterhaltung belauſcht?“

„Belauſcht? Sie drücken ſich ſeltſam aus. Der geiſtliche Hirte ſprach laut und vernehmlich genug, um auf zwanzig Schritt verſtanden zu werden. — Beliebt noch etwas?“ fragte er, als er ſah, daß der Lieutenant zögerte und noch etwas auf dem Herzen zu haben ſchien.

„Ich wundere mich nur,“ brachte dieſer zögernd hervor, „daß Sie das Undelikate Ihres Benehmens nicht fühlen.“

„Ich fühle bloß das völlig Unſchickliche Ihrer Bemerkung und muß Sie bitten, Ihre Worte mehr zu wägen.“

Der Lieutenant erröthete vor Zorn, doch der durchbohrende Blick des Hauptmanns, der als der beſte Schütze im Regiment bekannt war, zügelte ihn, während dieſer, ruhiger geworden, ihm leiſe auf die

Schulter klopfte und ihn mit den Worten verließ: „ich erlaube Ihnen, für einen Ungläubigen, wie ich bin, eine Fürbitte zu thun und über mein Verderben zu jammern, allein verschonen Sie mich doch ja mit Ihren Lehren und Verwunderungen, die noch zu jugendlich und unreif sind.“

Der Lieutenant knirschte mit den Zähnen, als er allein war und ein heftiger Kampf entspann sich in seiner Seele. Offenbar hatte durch diese Aeußerung des Hauptmanns seine Ehre gelitten. Das sagte ihm sein Gefühl. „Unschicklich, — jugendlich — unreif“ diese beleidigenden Worte tönten in seinen Innern fort und läuteten Sturm. Und gleichwohl untersagte ihm die fromme Verbindung, in der er lebte, den Zweikampf, den ihm auch seine von ihm zärtlich geliebte Mutter stets als sündlich und verdammlich vorgestellt hatte. Sich gegen sie und die Menschen, welche seine Verehrung besaßen, aufzulehnen und folglich mit ihnen zu brechen — dazu fehlte es ihm an Muth und festem Willen. Von Kindheit an in pietistischen Grundsätzen erzogen, ohne andere Menschen kennen zu lernen, als Gläubige, gewohnt an tägliche fromme Uebungen, war er späterhin auf einer Militärschule erzogen worden, die keinen andern Geist athmete und der lebhafte und

ſtrebſame Jüngling würde verkrüppelt worden ſein, wenn nicht der Zufall ihn zu einem Regiment gebracht hätte, wo die Mutter zwar, nach eingezogner Erkundigung, denſelben frommen Geiſt erwartete, aber auch eine kräftige Gegenparthei dem jugendlichen lebendigen Gemüth eine freiere Bewegung gönnte. Doch leider nur zwei Jahre durfte er hier bleiben, als es der beſorgten Mutter durch ihre Connexionen gelang, ihn in dem Regiment zu placiren, bei dem wir ihn jetzt finden. Hier nahmen ſich ſeiner ſofort ſo viel erleuchtete Seelen an und wußten den Willensſchwachen ſo zu umſtricken und gegen fremde Eindrücke ſo abzuſperren, daß die weltliche Richtung, die ſein Herz bereits gewonnen hatte, unterdrückt ward und der Geiſt der Lüge und des Selbſtbetruges ſich ſeiner eben ſo ſehr zu bemächtigen drohte, wie ſeiner Glaubensgenoſſen. Doch zu ſeinem Glück ſpannte in den Augenblicken der größten Gefahr jener kleine Götterſohn, den kein Glaube tödtet, ſeinen Bogen und verwundete das Herz des Lieutnants in ſeiner verborgenſten Tiefe. Die Tochter des Forſtrathes, jenes verſchrieenen Freigeiſtes, die nach dem Tode ihrer Mutter bei ihrer Tante erzogen worden war, kehrte nach empfangener Bildung zum Vater zurück und machte auf Falkenhof einen Eindruck,

der die keimende Neigung zu einem aufblühenden Kinde sofort verdrängte, ihn aber eben dadurch in ein Gedränge brachte, worin ihm der Odem verging. Die tägliche wachsende Leidenschaft zog ihn zu der reizenden Emilie hin und somit zu dem Umgang eines Spötters, über dessen religiöse oder vielmehr nicht religiöse Grundsätze sein junges Herz erschrak. Die Macht der Gewohnheit, die Furcht Aufsehen zu machen, viele seiner Kameraden zu kränken und die Regierungsräthin zu beleidigen, zog ihn dagegen zu den Conventikeln hin, die er zur Bildung des Herzens für unentbehrlich hielt. Jetzt war nun zu dieser inneren Gährung ein neuer Stoff gekommen, das Gefühl der beleidigten Ehre und steigerte den inneren Aufruhr so gewaltig, daß es ihm unmöglich war, zur Gesellschaft zurückzukehren. Schon in der Laube war es ihm zu eng geworden, da er Emilien im Garten wußte. Er mußte hinaus in's Freie, sich müde gehen, Pläne fassen, die feindlichen Elemente zu besänftigen und seine Ehre zu retten suchen. Allein der Anblick der schönen Natur war dazu nicht mächtig genug. Er erreichte bloß einen Zweck, den der Ermüdung und kehrte unschlüssig und in sich getheilt und zerrissen in die Stadt zurück. Auch die durchwachte Nacht hatte

ihn am Morgen nicht weiter gebracht. Hastig entsprang er dem glühenden Lager und legte sich in's Fenster, um die erhitzten Wangen durch die frische Morgenluft zu kühlen. Doch statt dessen drang der milde Strahl der aufgehenden Sonne tief in seine Brust und wußte hier das Bild seiner Liebe so zu verklären, daß er mit Entzücken bei ihm verweilte und wenigstens zu einem festen Entschlusse kam.

„Es sei!" rief er sich selber zu — „Das Loos entscheide. Ich quäle mich vergebens, um das Rechte zu wählen. Glaube ich, mit mir einig zu sein, so ergreift mich ein Gefühl der Angst, daß ich wieder in das alte Schwanken gerathe. Das einzige Rettungsmittel ist das Loos. Ihm will ich mich unterwerfen."

Er nahm einen Thaler. „Ist das Bild des Königs oben, so schieße ich mich mit dem Hauptmann, breche mit meinen Freunden und suche Emiliens Liebe zu gewinnen. Ist das Wappen oben" fuhr er seufzend fort — „so, nun so — bleibt Alles beim Alten. Ich verschmerze den Tusch und bleibe gläubig. Hurrah, es gilt!"

Hoch schnellte er den blitzenden Thaler in die Höhe und — jetzt war er auf den Boden gefallen. Mit Herzklopfen näherte er sich ihm und lugte verstohlen

nach ihm hin. Doch mit einem Freudensprung nahm er ihn auf, denn ihn schaute das Bild seines Königs an. „Vortrefflich!“ jauchzte er auf. „Ich schieße mich mit dem Franzosenfresser. Und nun komme daraus, was da wolle. Es gilt mir gleich. Jammere das Häuflein der Frommen auch noch so sehr über den Abtrünnigen. Ich bleibe fest. Emilie sei fortan Loosung und Feldgeschrei. — Doch wenn ich den Hauptmann todt schieße oder er mich spedirt? Ei, Possen. Einer von uns kriegt einen kleinen Denkzettel und damit Punktum.“

Er kam durch diese Vorstellungen und Aussichten in eine immer frohere Laune. Es war ihm, als sei er aus einem drückenden, schweren Traum erwacht, als habe er einen Alp abgeschüttelt. Er beschaute sich im Spiegel und es dünkte ihn, als blicke ihn ein ganz anderes Gesicht als das gestrige an, ein jugendlich fröhliches Angesicht, dem nur noch der weltliche Schnurr- und Backenbart fehle, um in allen Reizen männlicher Schönheit zu prangen. Er berechnete dabei die Zeit, in der Beides gewachsen sein könne. Vorzüglich freute es ihn, dem Hauptmann gegen über zu stehen, diesem Unausstehlichen, der sich so viel auf seine Orden zu Gute thue, der Jedem einbilden wolle, er

habe 1813 den Staat gerettet und der ſich noch immer nicht in ſein Glück finden könne, von einem Schreiber bei ſeinem verſtorbenen Vater zum Hauptmann avancirt zu ſein; einem Kerl, der auf Napoleon, den größten Mann aller Zeiten und Jahrhunderte ſchimpfe und über die franzöſiſchen Krieger die Achſeln zucke, wiewohl ſie Europa erobert hätten. Es erſchien ihm als ein wahres Gaudium, zwei Fliegen mit einer Klappe ſchlagen zu dürfen, den Raiſonneur vor's Brett zu kriegen und den Frommen ihre Gebetbücher in's Geſicht zu werfen.

„Strick iſt entzwei und ich bin frei," ſchrie er fröhlich auf und herunter war der Schlafrock. Ein Stuhl wurde in die Mitte der Stube geſtellt und „hopp" mit einem Satz war der Lieutenant hinüber geſprungen. Raſch wurde die Commode aufgeſchloſſen und eine tief verſteckte Pfeife hervorgeholt; auch fand ſich nach langem Suchen, wobei ſämmtliche Wäſche auf die Erde geworfen ward, — ein kleines Röllchen Canaſter. Hurtig wurde es zerſchnitten, die Pfeife geſtopft, das Schwefelhölzchen angezündet und hinaus in den Maimorgen gedampft, daß dem ungewohnten Raucher übel und wehe wurde. „Tauſend! wie das ſchmeckt, nach ſo langem Entbehren!" ſprach er zu

ſich ſelbſt und überredete ſich, einen köſtlichen Genuß zu haben. „Hahaha! wie der Böſe dort im Rauch ſich wirbelt! Eine wahre Wolluſt, ihn einmal ſo dicht vor ſich zu ſehen, den Beelzebub, den Stänker und Kothgeiſt, der eigentlich ſonſt wie ein brüllender Löwe umhergeht! — Doch halt! wo ſind die Piſtolen? das iſt die Hauptſache.“ Er holte ſie aus der Garderobe, wo ſie vor Jedermanns Augen verborgen hingen und nun zielte er bald auf das Schlüſſelloch, bald auf den alten Fritz an der Wand und drückte los, daß die Funken ſprühten.

„Welch' eine Wonne! Kreuz Element! Donner und Wetter! — Fluchen! Nun ja, ich will fluchen“ ſchrie er auf. „Wer will es mir verwehren? Bin ich nicht frei? Nicht der Baron v. Falkenhof? Und überhaupt, welcher vernünftige Menſch kann gegen einen ſolchen Fluch etwas haben? Wie kann darin eine Sünde liegen, wenn die innere Kraft den Kork in die Höhe ſchleudert und der Schaum des Lebens als Donnerwetter hinausfährt? Nein, wo innere Kraft iſt, da muß ſie auch in Perlen aufſteigen und in jeder broſelt ein Kreuz Element.“ Und abermals ſchoß er blind und citirte dabei voll Pathos Stellen aus Tells Monolog. „Komm Du hervor, Du Bringer bittrer

Schmerzen! Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz! Mach' Deine Rechnung mit dem Himmel, Rindfleisch! Fort mußt Du, Deine Uhr ist abgelaufen!"

Dies Citat brachte ihn indeß in so weit zur Besinnung, daß er sich erinnerte, den Hauptmann noch gar nicht gefordert zu haben. Er setzte sich daher rasch hin, warf einige Zeilen auf's Papier und versiegelte es. Dann schrie er mit nie gehörter Stentorstimme: „Friedrich! Friedrich!" zur Thür hinaus.

Der Bediente kam nach einer Weile langsam mit dem Kaffee an und machte große Augen, über die Metamorphose seines Herrn, der in Hemdsärmeln Tabak rauchte und mit Pistolen spielte. Doch seine Bestürzung wurde noch größer, als der Lieutenant ihm zurief: „wo hat Dich denn das Donnerwetter? Ich habe drei Mal rufen müssen. Das ist ja um die Schwerenoth zu kriegen."

Die Antwort blieb dem alten Diener im Munde stecken und scheu sah er seinen Herrn an, als fürchte er den Ausbruch einer Verrücktheit.

„Kerl" schrie dieser, „was glotzest du mich so an? Freue Dich vielmehr mit mir, altes Haus! denn ich bin seit einer Stunde gleichsam aus der Haut

gefahren. Frei bin ich wie der Vogel in der Luft und mit den Frommen und Gläubigen will ich von nun an Nichts mehr zu ſchaffen haben. Sieh, ſteht mir die Freiheit nicht gut? Guck! über dieſen Stuhl bin ich vor Luſt geſprungen, Tabak rauche ich wie ein Grenadier und fluchen habe ich in den wenig Augenblicken gelernt, als wäre ich ein Jahr Matroſe geweſen. Sieh, das macht die Natur, die angeborne Kraft, mein Blut.“ Und raſch faßte er den alten Diener um und hoppſte mit ihm im Zimmer umher, während er ſang: „Lott' iſt todt.“

„Gott ſteh' mir bei“ ſagte Friedrich und wiſchte ſich eine Thräne aus den Augen. „Was iſt aus dem Herrn Lieutenant geworden? Oh, oh, wenn das die gnädige Frau Mama mit anſähe; oh, oh, das wäre ihr Tod.“

„Warum, Friedrich? Daß ich nun ein wahrer Offizier bin? Daß ich nicht mehr im Stande der Unnatur lebe? Iſt denn der Menſch ein Amphibium, das naß und trocken verträgt und auf dem Bauch kriecht? das man wie einen Handſchuh umwenden kann und doch lebt und frißt? Soll er nichts thun, als über ſein Daſein jammern und dann wieder darüber jammern, daß er das Jammern nicht laſſen könne und

dürfe? Dieser fortwährende Katzenjammer, diese Seekrankheit ist das — Leben? Und die Sünden Anderer — Friedrich, ich bitte Dich, was gehen sie mich an? Bin ich ihr Richter? Nein, fort mit der Litanei. Fröhlich will ich fortan leben — allen Gläubigen zum Trotze."

„O mein Herr und Gott! Welche sündige Reden! Von Kindesbeinen an sind der Herr Lieutenant zur Zucht und Ehrbarkeit angehalten worden und nun solche Sprünge! Solchen Singsang! Solch unchristliches Gefluche! Ich schon traue meinen Sinnen nicht. Was wird erst der Herr Divisionsprediger sagen, wenn er von diesen Greueln hört?!"

„Der? Den belach' ich" — versetzte der Lieutenant und drehete sich auf dem Absatz herum — „sammt seinen Helfershelfern und auch die Frau von Ringen, die mich zu angeln gedachte; die ganze Clique belach' ich. Lange genug haben sie mich dort gehänselt, eingeschnürt und mir Sand in die Augen gestreut. Es ist Zeit, der Farce ein Ende zu machen. Heute bin ich mündig geworden und zwar durch Se. Majestät den König."

Der Alte schlug von Neuem die Hände zusammen.

„Verſteh mich recht Kerl," fuhr ſein Herr fort, „und laß das einfältige Verwundern. Hier durch ſein Bild iſt es geſchehen. Ich habe mein Schickſal auf das Loos ankommen laſſen und es war mir günſtig. Und darum will ich fluchen, Tabak rauchen und mich ſchießen, mit wem ich will. Zuförderſt mit dem Hauptmann Rindfleiſch."

„Nun gar noch ein Duell?" jammerte der Alte.

„Halt's Maul Pinſel, und laß das Raiſonniren und Moraliſiren, oder das Donnerwetter —. Dies Billet trag ſogleich zu ihm hin und dann geh zum Lieutenant von Brieg und bitte ihn in meinem Namen, er möge eiligſt zu mir kommen, ich hätte ihn nothwendig zu ſprechen. Er ſoll mir ſekundiren. Aber ſchweig davon, Töffel! Laß Dir überhaupt vorläufig noch gegen Niemand meine Bekehrung merken, oder der Teufel regiert Dich."

Und fort ſchob er den verdutzten Diener aus der Thür und gab ihm noch mehrere Flüche mit auf den Weg, falls er ſich unterſtände zu plaudern.

Der Hauptmann las das Billet des Lieutenants mit großer Ruhe und ſetzte ſich dann nieder, um es mit den wenigen Worten, daß er in zwei Stunden bereit ſei, ſeinem Gegner Genugthuung zu geben —

zu beantworten. Dann ging er langsam im Zimmer auf und nieder. Die Vergangenheit beschäftigte sein Gemüth und sie schien ihn sehr aufzuregen, denn er vergaß das Rauchen. Oefters stand er vor seinem Sekretair still. Dann zog er aus einem geheimen Fache ein verblichenes Bild, eine zur Mumie zusammengetrocknete Blume, eine sehr reducirte Perlenbörse und eine Haarlocke hervor und betrachtete diese zweideutigen Schätze mit bitterem Lächeln. „Ja, damals," sprach er zu sich selbst — „damals lag das Leben frisch und grün vor mir und an jedem Blättchen hing der Thautropfen der Luft und in ihm spiegelte sich die Hoffnung. Allein er ist versiegt und mit ihm diese dahin. Veränderlicher als ein Wolkengebilde ist Menschensinn und ein Weiberherz ein unauflösliches Räthsel. Nun, fahre hin! — Doch sonderbar! Mit ihrem Sohn soll ich mich schießen!! — Wie versteh' ich das? Soll sich darin die Nemesis kund thun? Allein es steht ja in meiner Gewalt, ihn nicht zu treffen. Und er? Ei, — er; er versteht zu beten, aber nicht in's Schwarze zu treffen. Er will seine Ehre aufrecht erhalten und das freut mich von dem Jungen. Es ist Temperament in ihm, Willenskraft und eine Selbstständigkeit, die ich ihm nicht zugetraut. Die kleine

Ehrenſache wird vielleicht die Feſſeln brechen, die ihn an eine fromme Zunft gebunden hatte und ihn vor geiſtiger Verkrüppelung bewahren.“

Er klingelte und befahl ſeinem Bedienten, den Herrn Wolfgang im goldnen Löwen aufzuſuchen und ihn zu bitten, ſich ſofort herzubemühen. Dann ordnete er ſeine Papiere und war ſo eben mit Allem fertig, als der Freund erſchien. In einem kleinen Gehölz unweit der Stadt, ſollte der Zweikampf vor ſich gehen. Um Aufſehen zu vermeiden, fuhren Beide in Wolfgangs Wagen hinaus und trafen den Lieutenant mit ſeinem Sekundanten und einem Wundarzt bereits auf ihn wartend.

Falkenhof war im Gefühl der gewonnenen Freiheit noch immer in einer heiteren Stimmung und hatte blos ſie und das Bild Emiliens vor Augen, die er ſich durch dieſe Ehrenſache zu gewinnen hoffte und lobte daher des Hauptmanns Bereitwilligkeit, ihm Satisfaction zu geben, mit freundlichen Worten. Doch er erblaßte, als dieſer kalt und ruhig die Frage an ihn richtete, ob er auch alle ſeine Angelegenheiten in Ordnung gebracht und an ſeine Mutter geſchrieben habe. Man habe Beiſpiele, daß die tückiſche Kugel ſich an die Wünſche des Herzens nicht kehre, weshalb

es gerathen sei, seinen letzten Willen niederzuschreiben. Der Lieutenant habe zwar als beleidigter Theil den ersten Schuß, allein es sei doch denkbar, daß der zweite Schuß ihn zur Leiche mache. Falkenhof stotterte in seiner Bestürzung eine sehr ungenügende Antwort hervor, die dem Hauptmann den Beweis gab, daß er die ganze Sache nur als einen Scherz betrachte. Lächelnd versetzte dieser daher: „Ich sehe, Sie rechnen auf meine Vernunft und Sie sollen sich in mir nicht geirrt haben. Auf Ihrer Ehre soll indeß kein Flecken ruhen. — Stellen wir uns."

Der Lieutenant, noch vor wenig Stunden bereit, sich mit der halben Welt zu schießen und zu schlagen, zitterte ein wenig, als ihm sein Sekundant das geladene Pistol in die Hand gab, denn der vor ihm stehende Hauptmann war nicht der alte Fritz im Bilde und unwillkührlich fielen ihm die Worte aus Tells Monolog ein, die sein Muthwille in der Frühe des heutigen Morgens citirt hatte. Es flirrte ihm vor den Augen und statt eines Hauptmanns standen deren zwei vor ihm. Doch er erhob das Pistol und drückte blindlings los und in demselben Augenblick sank sein Gegner nieder, durchbohrt von der tückischen Kugel, die die Hand eines bösen Geschickes geleitet

hatte. Sie hatte sich zwischen beiden Schlüsselbeinen den Ein- und Ausgang gesucht. Leise drückte der Getroffene dem Freunde die Hand und lispelte: „ich habe mein Theil.“ Doch zur Bildsäule war Falkenhof erstarrt. Nie hatte er an die Möglichkeit dieses Ausganges gedacht, da er ein völlig ungeübter Schütze war. Mit Todeskälte durchrieselte ihn daher der furchtbare Gedanke: „Du bist ein Mörder geworden und zwar der Mörder eines geachteten biederen Mannes, der dich nie mit Vorsatz beleidigt hat.“ Bleich wie der Tod schlich er näher zur blutigen Stätte, wo der Wundarzt eben beschäftigt war, die tödtliche Wunde zu untersuchen und Wolfgang jammernd die Hände rang. Zitternd kniete er nieder und bat den mit dem Tode Ringenden um seine Vergebung, die ihm dieser durch einen milden Blick und sanften Händedruck gewährte. Auf seine schüchterne Frage, ob wohl noch Rettung möglich sei, erwiederte der Arzt achselzuckend: „Bei Gott ist freilich kein Ding unmöglich, allein nach meinem Dafürhalten lebt der Hauptmann keine Stunde mehr und Sie thun wohl, das Weite zu suchen.“

Niedergeschmettert von dieser trostlosen Antwort, bestieg er das vorgeführte Roß und jagte davon, ohne

sich eines bestimmten Vorsatzes bewußt zu sein. Allein er hätte nicht Cavalier und Officier sein müssen, um sich nicht nach und nach über seine That zu beruhigen. Ein Mord im Duell erschien ihm trotz seines jahrelangen Verkehrs mit Bekehrten und Gläubigen als eine nur geringe Sünde, da er gleichsam ein Act der Nothwehr sei und die Ehre einmal den Zweikampf fordere. Dann tröstete er sich auch damit, daß er seinen Gegner durchaus nicht habe tödten wollen, sondern auf's Gerathewohl losgedrückt, daß also das Verhängniß den Tod desselben gewollt habe; daß ferner dem ganzen Regiment damit gedient sei und daß dieser Ausgang endlich eine Scheidewand zwischen ihn und jene fromme Gesellschaft gezogen habe, die jede Annäherung und Versöhnung unmöglich mache. So umschleierte ihn denn sein angeborner leichter Sinn, unterstützt durch die Sophistereien des Verstandes und die kecke Sprache des Egoismus, schon nach einigen Stunden die blutige Scene, die er veranlaßt hatte und ließ ihn mit mehr Ruhe an die Mittel denken, die verwirkte Strafe zu mildern, oder ihr wohl gar ganz zu entgehen. Zu dem Ende mußte er vor allen Dingen nach Hause und die weichherzige, ihn über Alles liebende Mutter mit sich versöhnen, denn nur

durch ihren Einfluß am Hofe durfte er auf eine Milderung seiner Strafe rechnen. Ihre Nichte war Hofdame und hatte schon zweimal eine geheimnißvolle Badereise auf Veranlassung des Prinzen Ferdinand machen müssen. Desgleichen war ein leiblicher Neveu seines verstorbenen Vaters, Obrist im Generalstabe und ein gar angesehener Mann, der sich mannigfach hervorgethan und nur noch kürzlich durch Herausgabe eines ganz vortrefflichen Gesangbuches, das den heiligen Geist der Kirche athmete, sich große Verdienste erworben hatte. Er war der Liebling des Prinzen und außerdem durch seine Gemahlin mit den einflußreichsten Familien des Landes verwandt. — So war denn seine sanguinische Hoffnung, mit einigen Monaten gelinden Festungsarrestes seine Strafe abzusitzen, kein Hirngespinst und ziemlich heiteren Sinnes trat er vor seine Mutter hin.

Frau von Falkenhof war damals eine Frau von vierzig Jahren, konnte jedoch noch immer als eine reizende Erscheinung gelten, da die Zeit über sie wenig vermocht hatte. Reich begabt von der Natur, mit großen blauen Augen, denen zahllose Andachtsübungen einen sogenannten katholischen Aufschlag gegeben hatten, mit lieblich geformten Lippen, die sich öffnend, zwei

Reihen tadelloſer Zähne zeigten, mit einem blendenden Teint, der durch die ſchwarze Seide, die ſie täglich trug, noch mehr gehoben wurde, noch immer leichten ſchwebenden Ganges, bei dem der ſchlanke und trotz alles Faſtens noch immer üppig gebaute Körper anmuthig ſich wiegte, — konnte ſie einem nicht unbeſcheidenen Künſtler noch jetzt das Modell zu einer büßenden Magdalene geben. Allein Niemand legte weniger Werth auf dieſen ſchmeichelnden Eigenſinn der Natur, als ſie. In völliger Abgeſchiedenheit von der Welt und ihrem Markt, führte ſie ein ſtrenges, beſchauliches Leben, ihre Stunden eintheilend zwiſchen Andachtsübungen und Gutes thun. Auf ihren beiden bedeutenden Gütern, die aneinander gränzten, gab es keinen Bedürftigen, der ihre Hülfe vergeblich anſprach. Mit eben ſo großer Bereitwilligkeit, womit ſie das eine Mal Groſchen verſchenkte, gab ſie das andere Mal Thaler hin und kein Unglücksfall in abgelegenſter Ferne berührte ihr Ohr, ohne ihr Mitleid in thätige Bewegung zu ſetzen. Arme Theologen genoſſen Stipendien, die Bibelgeſellſchaften hatten an ihr die freigebigſte Gönnerin. Wo nur für einen guten Zweck gewirkt wurde, da griff ſie thätig ein. Sie war daher der Gegenſtand ungetheilter Verehrung und

ihre Gutsunterthanen wären für sie, wie Tamino, durch Feuer und Wasser gegangen. Demungeachtet war über ihre ganze Erscheinung eine gewisse Trauer ausgegossen, worin die sogenannten Verstandesmenschen eine Buße für irgend einen im Verborgenen begangenen Fehltritt, Gläubige aber die rechte Verklärung des Christensinnes sahen. Aus dem Grunde haßte sie aber auch jedes laute willkührliche Geräusch, den Lärm des Gesindes, die Heftigkeit der Rede und ihre Nerven hatten durch jahrelange Entwöhnung davon so an Reizbarkeit zugenommen, daß jede Aeußerung roher Kraft, jeder laute plötzliche Ton, jede rasche Oeffnung der Thüren feindlich auf sie wirkte und daher durch alle nur möglichen Vorkehrungen rings um sie eine Klosterstille verbreitet wurde.

Sie erschrak daher nicht wenig, als die Thür rasch aufgerissen ward und sie, von der Predigt, woran sie sich so eben erbaute, aufblickend, ihren Sohn gewahrte, der sich ohne Weiteres in ihre Arme warf und sie herzlich küßte und an sich preßte.

„Mein Gott, wie ungestüm, lieber Heinrich!“ sagte sie mit verweisendem Tone. „Du weißt, wie mir jedes plötzliche Geräusch in der Seele zuwider ist. Allein Deine Erscheinung erschreckt mich zwiefach.

In dieſer Jahreszeit bekommſt Du ſonſt nie Urlaub. Du haſt mich auch auf Deinen Beſuch nicht vorbereitet. Was bedeutet das? Dein Kommen iſt mir räthſelhaft."

„Liebe Mutter!" verſetzte dieſer kurz und beſtimmt — „ich habe ein großes Pech gehabt."

„Pech? was iſt das? Ich verſtehe Dich nicht."

„Nun, ein Malheur, einen Unfall — ich — ich habe ein Duell gehabt und meinen Gegner tödtlich verwundet. Wahrſcheinlich iſt er jetzt ſchon todt. Die Kugel —"

„Heinrich!" fuhr die Baronin voll Entſetzen auf — „und das erzählſt Du mit ſo kalter Ruhe? Du vergehſt nicht vor Reue über ein ſolch' Verbrechen? O Himmel, welch' ein Menſch! — Das alſo iſt die Frucht meiner Sorgen, meiner kummervollen Nächte, meiner Gebete? Mein Sohn iſt — ein Mörder geworden."

„Nun," erwiederte er trotzig — „ſollte ich mich beſchimpfen laſſen? Soll meine Ehre mir nichts gelten? Was kann ich dafür, daß die bübiſche Kugel ihm in die Bruſt gefahren iſt! Ich wollte ihm bloß einen kleinen Denkzettel geben, einen Cavalier mit mehr Achtung zu behandeln. Und nun beißt er in's Gras. Bin ich deswegen ſchon ein Mörder? Iſt

Nothwehr Mord? Ich bin Edelmann und habe daher eine andere Moral."

„Daß sich Gott erbarme! Eine andere Moral." Sie sank in's Sopha und weinte. „Konnte Dich" — nahm sie nach einer Pause wieder das Wort — „konnte Dich denn Niemand von Deinen Freunden von dieser Unthat zurückhalten? Nicht der würdige Divisionsprediger? Nicht der herrliche Hauptmann von Warnitzky, — der gute Seidler? — War denn kein Warner bei der Hand?"

„Es wußte Niemand darum. Die Sache ging rasch und überdies — ich will Dir, beste Mutter hiermit nur sagen, daß, wenn diese sogenannten würdigen Leute auch darum gewußt hätten, mich ihr Tadel und ihre Warnung nicht zurück gehalten haben würden. Ich bin aus meinem Traum erwacht und frage den Henker nach jener Frömmigkeit, die auf dem Markt sitzt und sich feil bietet, diesem Gepinsel und Wehklagen, dieser weinerlichen Gemüthsrichtung, welche keineswegs wie Deine Religiosität sich in schönen Thaten ausspricht. Donner und Wetter! Ich bin lange genug gehänselt worden und will diese Ketten nicht mehr tragen."

„Nun flucht er sogar" — sagte sie trostlos die Hände ringend.

„Fluchen ist keine Sünde. Jeder Cavalier hat seinen Lieblingsfluch. Aber nichts wird Einem in dieser Gesellschaft der Auserwählten vergönnt, die unschuldigste Lust vergällt, der harmloseste Wunsch versagt. Ich wollte vorigen Sommer so gern nach D**, zum Pferderennen. Doch abgeschlagen; es sei eine rohe, niedrige Lust, ein wahres Heidenthum. Ich wollte zuweilen ein Pfeifchen rauchen — allein abgeschlagen. Auf jedem Pfeifenkopf, hieß es, tanze der leibhafte Satan. Ich wollte hin und wieder einen Ball, eine Redoute besuchen, doch abgeschlagen. Es sei sündlich und nur eine Herodias habe gewalzt. Und so ging es mir mit allen Vergnügungen. In allen witterten die feinnasigen Leute den Herrn Urian mit Horn und Schwanz und machten mir die Hölle so heiß, daß ich bei hellem Tage Gespenster zu sehen anfing. Kreuz Element! Ein Baron von Falkenhof und soll nicht reiten und tanzen, Tabak rauchen, fechten und schießen dürfen? Ein elender, waschlappiger Tuckmäuser wäre ich zuletzt geworden, wenn ich nicht endlich keck die unwürdigen Stricke zerrissen hätte.

Dies ewige Jammern über die Sünden der Menschen, über ihr natürliches Verderben —"

„Nicht wahr" — unterbrach ihn die Mutter „darüber kann man viel besser frohlocken?"

„Wer redet davon?" war die Antwort. „Allein wozu hilft das Klagen? Klage der über die Sünde, der viel zu bereuen hat; bestreue der sein Haupt mit Asche, den sein Gewissen quält. Vor mir aber liegt das Leben grün wie eine Frühlingsau — darum will ich es genießen. Fröhlich ist rings um mich die Natur. Warum soll ich, mitten hineingestellt, nur über ihre Nichtigkeit trauern und überall unter den Rosen zischende Nattern wittern? Warum soll ich nicht wie das Kind mit den bunten Schleifen und Blumen der Mutter tändeln? Warum soll ich die Freude an ihr meiden, bloß weil es möglich ist, daß ich darüber des ernsten Vaters vergäße? Durch tausend Canäle dringt sie zu mir herein — warum soll ich in ihr nicht auch eine Gabe Gottes sehen? Darum, weil sie gemißbraucht werden kann? Aber kann denn nicht auch mit dem Bibellesen, dem Gebet, dem Kirchengehen ein Mißbrauch getrieben werden? Kann nicht auch das Almosen, das ich dem Dürftigen reiche, zu

einer Sünde verleiten, Beide, den Geber, wie den Empfänger? Nein, frei will ich sein, wie der Vogel im Walde und der Fisch im Wasser."

„O Sohn," erwiederte die Mutter mit tiefer Wehmuth — „nur das Eine macht frei — die Wahrheit, nicht aber der kindische Wille, die zügellose Leidenschaft, der Trotz gegen das Gesetz —"

„Ganz recht, theure Mutter, die Wahrheit. Aber nicht die Wahrheit, welche gelehrte Leute mühsam aus vergelbten Pergamenten ziehen und machen. Nicht die, die sich auf der Schärfe des Messers auf einer halsbrechenden Linie zwischen den Irrthümern der Menschen hindurch stiehlt und windet und mit wahrer Seiltänzerfertigkeit das Gleichgewicht neben den heraufgähnenden Abgründen des Wahnes behauptet, jeden Augenblick in Gefahr, Arm und Bein zu brechen und doch siegreich in ihrer künstlichen Construction, Alles überwindend. Nein, die Wahrheit, die ich meine, ist ein Strom, der sich mitten durch das Leben ergießt, geschmückt mit blühenden Ufern und auf seinen sanften Wellen schaukeln sich des Menschen schönste Güter in gefahrlosen Fahrzeugen, den Strom hinab, bis er sich in das unendliche Meer ergießt. Sie, die ich meine, ist eine Sonne, deren Strahl tief in mein

Herz hineinleuchtet; sie ist ein Himmel voll Sternen, ein Meer voll Liebe, kurz, sie ist das Leben selbst, wie ich es als Mensch erkenne, liebe, festhalte und anbete. Und darum gehört auch die Ehre zu ihr. Sie ist kein Phantom, kein vererbtes Vorurtheil, sondern sie ruht mit ihren Wurzeln in der Wahrheit, und Pflicht ist es darum, sie zu hüten und herzustellen, wenn es Jemand wagt, sie anzutasten."

„Genug davon! Verschone mich mit dieser kühnen Bildersprache," versetzte die Baronin, frappirt über die ungewohnte Beredsamkeit des Sohnes. „Die That beweist es, welchen Gebrauch Du von Deiner Freiheit gemacht hast. Die erste Handlung in ihr, war ein Mord. Indeß ich sehe, daß Du zu verblendet bist, um die Wahrheit zu erkennen. Daher laß uns abbrechen davon und beantworte mir die Frage: „was soll Dein Besuch? Was suchst Du hier bei mir? Bist Du nur gekommen, um meinen Frieden zu stören?"

„Keineswegs, beste Mutter! Sondern um Dich zu bestimmen, für mich etwas zu thun und mir bei Hofe eine Milderung meiner Strafe auszuwirken, falls der Hauptmann gestorben sein sollte."

„Welcher Hauptmann?" fragte die Mutter.

„Wie Du doch fragst! Der Hauptmann Rindfleisch, mit dem ich mich ja eben duellirt habe.“

„Rindfleisch?“ schrie die Baronin auf. „Nein, das ist ja nicht möglich! Sohn, mein Sohn, sage „nein.“ Ihn hätte Deine Kugel durchbohrt?“

„Nun freilich; denselben, der hier vor diesem einmal in Condition gestanden. Wie kann Dich denn das so gewaltig alteriren?“

Zerschmettert sank die Baronin nieder. Leichenbläße überzog ihr Angesicht; ein krampfhaftes Lächeln zuckte um ihre bleichen Lippen und schlaff hingen ihre Glieder in den Armen des bestürzten Sohnes, der sich diese ungeheure Bewegung noch immer nicht erklären konnte. Endlich lispelte sie tonlos: „Gott ist gerecht und heilig und noch immer der eifrige Jehova des alten Bundes. Heinrich, mein Sohn, Du hast — Deinen Vater getödtet!“

Dies Geständniß hatte sie mit der letzten Anstrengung ihrer Kräfte gethan, denn eine tiefe Ohnmacht umschleierte in diesem Augenblick wohlthätig ihre Sinne. Der Lieutenant aber blickte einige Sekunden wie ein Trunkener um sich. Dann legte er die Mutter sanft auf den Divan und rief leise: „den Vater? Ich hätte in ihm meinen Vater getödtet? Himmel und Hölle!

So wäre ich ja kein Baron von Falkenhof, sondern ein Rindfleisch und überdies ein Baſtard! So wäre meine ehrwürdige Mutter ja" — er wagte es nicht, dieſen Gedanken zu verfolgen. „Der Mörder meines Vaters?" wiederholte er und ſchauerte, von Fieberfroſt geſchüttelt, zuſammen. „O Gott, nur das nicht! Ich muß Gewißheit haben und die Mutter ſprechen." Jetzt erſt beſann er ſich, daß die Arme noch immer in den Feſſeln der Ohnmacht lag und laut jammernd ſtürzte er hinaus, um Hülfe zu ſchaffen.

Während zehn geſchäftige Hände ſie leiſteten und der Baronin zum traurigen Bewußtſein ihres Unglücks verhalfen, ſchwankte ihr Sohn, vernichtet durch das Geſtändniß der Mutter, nach dem für ihn ſtets in Bereitſchaft gehaltenen Zimmer und fiel hier auf ſeine Knie und betete in ſeinem Leben zum erſten Male wahrhaft. Er betete um die Rettung eines Lebens, das ihm von heute an nicht blos als ein ſehr theures gelten mußte, ſondern an deſſen Fortdauer ſich auch die Erhaltung ſeines eigenen Friedens knüpfte. Denn das fühlte er klar, daß er als Mörder ſeines Vaters das Recht zur Freude und zum Leben verloren habe. Allein wenn Gottes Allmacht nicht ein Wunder that, ſo war der Hauptmann eine Beute des Todes. Die

tückische Kugel hatte einen zu bösen Gang genommen und mußte edle innere Theile verletzt haben. Mit Angst und Furcht sah er daher nach seinem Friedrich aus, den er zur Ordnung seiner Sachen zurückgelassen und nun jeden Augenblick aus der Garnison erwarten konnte. Die Kunde, die er brachte, entschied über seine Zukunft. Doch es war nicht diese Angst allein, die ihn auf's tiefste erschütterte. Es vereinigte sich in dieser Stunde Alles, ihn zu zermalmen. — Voll Stolz und Selbstgefühl hatte er bisher hinauf zu den Bildern seiner Ahnen geblickt, aus deren Mitte seit Jahrhunderten dem Vaterlande Helden und Staatsmänner hervorgegangen waren. Die Ehre war das Idol gewesen, dem er mit kecker Zerbrechung unwürdiger Fesseln, gehuldigt hatte und auf die Gefahr, das ihm theuerste Herz — das Mutterherz tief zu verwunden. Mit Geringschätzung hatte er auf den Bürgerstand herabgesehen, den er an niedrige Beschäftigungen und an das materielle Bedürfniß gewiesen und gefesselt sah und täglich dem Himmel gedankt, ihn vor Millionen bevorzugt zu haben. Und nun sah er sich tief in Schmach und Schande herabgestürzt, viel tiefer als der Niedrigste des Bürgerstandes gestellt. Er war zum Bastard geworden und durch sie,

die ihm ſtets als die Edelſte und Ausgezeichnetſte ihres Geſchlechtes erſchienen war, deren Leben rein und flecken-los vor ihm gelegen hatte. Das war zu viel. Er weinte wie ein Kind, das Vater und Mutter verloren hat. Ach, und auch dieſer Gedanke war es nicht allein, der ſein Herz zerknirſchte. Es zermalmte ſich ſelbſt in den bitterſten Vorwürfen. Denn er und kein Anderer, er allein hatte durch ſeinen Leichtſinn und Uebermuth den böſen Geiſt heraufbeſchworen, der jetzt an den Bannkreis ſeiner Gedanken gefeſſelt war. Er ſelbſt hatte ſich aus ſeinem Himmel geſtürzt. Wäre er nicht den inneren Gelüſten gefolgt, ſich zu emancipiren, hätte er ſich nach wie vor, zu dem frommen Verein gehal-ten, in deſſen Schooße die Mutterliebe ihn geborgen ſah; hätte er die gutgemeinte und im Grunde doch verdiente Zurechtweiſung des Hauptmanns verſchmerzt, wäre folglich das verhängnißvolle Duell unterblieben, ſo hätte er die Mutter nicht zu einem Geſtändniß ge-nöthigt, das ſie ſelbſt nicht weniger wie ihn danieder beugen mußte, ſo wäre er in einem Traum geblieben, der ihm ſeine Ehre und ſein ganzes Erdenglück er-halten hätte. — So ſtürmte denn in dieſen Augen-blicken Alles auf ihn an, ihn zu knicken und nirgends entdeckte ſich ihm ein Mittel, dies innere Wehe zu

verſcheuchen und ſich von einer Laſt zu befreien, der er erliegen zu müſſen fürchtete. Das einzige Herz, in welches er ſonſt ſeinen Schmerz ausſchütten durfte, hatte ſich ihm jetzt verſchloſſen. Seine Mutter war für Niemand — ſelbſt den Prediger des Ortes — ſichtbar und verweigerte auch ihm hartnäckig den Zutritt. Auch der alte treue Friedrich ließ Nichts von ſich hören. In gänzlicher Unwiſſenheit über den Zuſtand des Hauptmanns, gebannt an eine freudenloſe Einſamkeit und jede ablenkende Beſchäftigung verſchmähend, ſchlich er kummervoll im Garten umher, oder ſtarrte auf ſeinem Zimmer gedankenlos die Wände an.

In dieſer Criſis empfing er einen Brief von ſeiner Mutter. Schüchtern und mit einem Gefühl der Schaam, das ſeinem kindlichen Herzen Ehre machte, löſte er das Siegel. Er fühlte, daß ſein Verhältniß zu ihr es ihm verbiete, der Beichtiger ſeiner Mutter zu ſein und daß auch ſie ſelbſt nicht verpflichtet ſei, ihm Rechenſchaft über eine Verirrung abzulegen, die ſie durch jahrelange Buße und durch ein fleckenloſes Leben längſt wieder gut gemacht. Indeß, ſie ſchien es ja von ihm zu fordern, ihr Selbſtbekenntniß zu

leſen und ſo las er denn unter Thränen einen Brief, der unter Thränen geſchrieben war.

Der Baron von Falkenhof, ein ſchon bejahrter, kinderloſer Witwer, hatte ſich entſchloſſen, zum zweiten Mal in die Ehe zu treten und ſein Auge fiel auf Caroline von Loga, die ſechszehnjährige Tochter eines penſionirten Obriſten, deren ſich ſo eben entfaltenden Reize den alten Kenner entzückten. Da ihr Vater dieſe Wahl des reichen und in dem beſten Rufe ſtehenden Mannes für ein großes Glück erklärte, ſo fügte ſich die Tochter, die es überdies noch nicht gelernt hatte, ihrem eigenen Willen zu folgen und um ſo williger, als ihr Herz frei war wie das Vögelein im Walde. Allein auch dieſe Ehe ſchien kinderlos bleiben zu wollen; ein Umſtand, der den Baron eben ſo ſchmerzte wie erboßte, da er von jeher mit ſeinen Blutsverwandten in Hader und Zwietracht gelebt hatte und den nach ſeinem Vermögen Lüſternen für ſein Leben gern einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. Die junge Frau mußte darüber manche unzarte Rede hören, manche Badereiſe machen und zuletzt Vorſchläge hören, die anfangs ihr Schaam- und Ehrgefühl tief verletzten, bis der jugendlich leichte Sinn,

dem es an wahrer religiöser Bildung, so wie an aller Energie fehlte, sich an eine Vorstellung gewöhnte, die mit dem Glück ihres verehrten Gatten auf das Engste verbunden war.

Um diese Zeit trat der nachmalige Hauptmann als Wirthschafter und Inspektor in den Dienst des Barons; ein junger, blühender Mann, der mit einer kräftigen Gestalt, Bescheidenheit in Wort und That und einer Rüstigkeit, die ihn nicht Frost und Hitze scheuen ließ, ein vortreffliches Herz verband. Die Baronin hätte kein Weib sein müssen, um es nicht bald zu merken, daß der junge Oekonom nur Auge und Sinne für seine Prinzipalin habe, daß ihr leisester Wink für ihn ein göttliches Gebot sei, daß er nur für sie athme und lebe. Ihre Eitelkeit fühlte sich dadurch so geschmeichelt, daß die Sünde leicht Eingang fand. Ohne es zu wollen und zu merken, näherte sie sich dem immer kühner werdenden Jüngling, an den gleiche Jugend, gleiches Gefühl, gleiche Neigung sie wies und es bedurfte nur einer äußern Veranlassung, um die geheime strafbare Gluth zur Flamme anzufachen. Sie trat bald darauf ein. Eine Feuersbrunst auf dem Gute gab dem Inspektor Gelegenheit, seinen unerschrockenen Muth, so wie seine Menschenliebe auf's

Schönſte darzulegen. Er rettete mit Lebensgefahr aus den Flammen eines den Einſturz drohenden Hauſes, das Kind eines Taglöhners. Als er der Baronin das liebliche Kind brachte und es auf ihre Arme legte, verrieth ihr Blick den Aufruhr ihres Herzens und als der Verwegene gleich darauf im traulichen Selbander ſie in ſeine Arme ſchloß und ihre Lippen mit glühenden Küſſen bedeckte, durfte ſich zu ihrer Liebe nur der verführende Gedanke geſellen, wie unglücklich ſich noch immer ihr Gatte fühle, um dem geliebten Sünder ſein Attentat auf ihre Ehre und Tugend zu verzeihen.

Doch ſchon zwei Monate darauf wurde dieſe ſtrafbare Verbindung durch das ſtrenge Schickſal getrennt und Beide durch den Ruf des Königs aus ihrem ſüßen Rauſch geweckt. Es galt die Rettung des Vaterlandes aus entehrender Knechtſchaft. Mit feſtem Muth zerbrach der Jüngling die ſanften Blumenfeſſeln, welche die Liebe eines angebeteten Weibes ihm angelegt und ohne die Folgen ſeines Vergehens zu ahnen, trat er in die Reihen der Freiwilligen, in denen ihm ein gerechter Lohn für ſeine Tapferkeit gezollt ward. Er wurde nach Beendigung des Krieges, in welchem er bis zum Premierlieutenant in der Landwehr geſtiegen war, in gleichem Range zu einem Linienregiment

versetzt, das in Frankreich geblieben war und kam erst 1817 in's deutsche Vaterland zurück. Doch auch hier trennte ihn von der noch immer heiß geliebten Frau ein weiter Raum und als mehrere Jahre später nach dem erfolgten Tode des hochbeglückten Gatten und Vaters, wovon ihm die Kunde zufällig wurde, seine Briefe, welche die wärmste Liebe athmeten, diesen Raum auszufüllen und die alte Verbindung herzustellen suchten — da war während deß die Baronin durch eine zehnjährige Trennung von ihm, so wie durch die erwachten Regungen eines Stolzes, dem sie den Namen Ehr- und Selbstgefühl gab, und der sich so weit verirrte, daß sie sich selbst des Namens des ehemals so heiß Geliebten schämte, vor allem aber durch die eingetretene religiöse Richtung ihres Gemüths, dem ehemaligen Verhältniß so entfremdet worden, daß sie seinen ersten Brief mit kühler und verletzender Kürze und die nachfolgenden gar nicht beantwortete.

Mit seltener Selbstverleugnung machte die Baronin ihren Sohn so mit ihrer früheren Verirrung bekannt, indem sie zugleich mit zarter Schonung jede Schuld von dem Hauptmann abzuwälzen suchte und seinem Charakter alle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Mit eben solcher Aufrichtigkeit aber ließ sie jenen auch einen Blick auf ihre spätere Verirrung werfen, aus der erst sein eigenes Vergehen sie geweckt hatte. Sie theilte ihm mit, daß sie geglaubt habe, durch eine aufrichtige Buße, durch Gebet und gute Werke und ein stilles entsagendes Klosterleben sowohl den Richter in ihrer Brust, wie den höheren im Himmel versöhnen zu können, ohne nöthig zu haben, ihre Beichte vor der Welt zu sagen und dadurch den theuren Sohn aus seinem Erbe zu stoßen. Und in dieser Meinung sei sie sowohl durch manche Erbauungsschriften, wie durch den Umgang mit mehreren erleuchteten und frommen Geistlichen bestärkt worden, welche, ohne um ihren Fehltritt zu wissen, durch ihre Behauptungen und Lehren sie in Sicherheit gewiegt hätten. Zwar habe sie bei allen Andachtsübungen nie wahrhaft mit sich versöhnt werden können; sie habe gar häufig eine innere Unruhe und Zwietracht, einen Haß gegen sich selbst empfunden, der sich durch kein Gebet, und keine Trauer über das angeborene Verderben der Menschennatur habe verscheuchen lassen wollen. Sie habe den Namen des Obristen von Falkenhof nie nennen hören können, ohne zu erröthen und sich des Betruges gegen ihn anzuklagen, allein sie sei durch ihre Freunde

in fortwährender Betäubung gehalten und stets aufgefordert worden, nur noch anhaltender zu beten und sich zu dem Blute zu flüchten, das für uns Alle zur Vergebung der Sünde vergossen sei. Diese fortdauernde Anstrengung, sich Frieden zu erzwingen, habe endlich ihre Nerven so geschwächt und ihren sittlichen Willen bald so gelähmt, daß sie sich nur in der tiefsten Abgeschiedenheit von der Welt, in der lautlosesten Stille der Umgebung behaglich gefühlt habe und sie sei überzeugt, daß diese ewige Aufregung sie zuletzt in Wahnsinn gestürzt haben würde, wenn ihr nicht durch eine höhere Fügung das Auge geöffnet worden sei. Jetzt erkenne sie es, daß sie, während sie vor Gott mit Demuth geprunkt habe, in einem sündlichen Stolz und Hochmuth befangen gewesen sei; daß ihre ganze Buße, von Lüge und Selbstbetrug ausgehend, jedes wahren Elementes entbehrt habe und daß dem Allsehenden nur die Bekehrung gefallen könne, die eine innere Wahrheit habe. Darum habe der zürnende Richter sie wegen dieser fortdauernden Versuche, sich den Frieden mit ihm zu erbeten und zu erschleichen, sein helles Auge zu blenden und das reuige Gemüth auf ein sanftes Bußkissen zu betten, — die Strafe ihrer Falschheit empfinden lassen und eine That zugelassen,

die nie hätte geschehen können, wenn sie wahr gegen sich, ihren Sohn und dessen nächste Verwandte gewesen wäre. Es sei daher Zeit, diesen heiligen und gerechten Richter zu versöhnen und zu dem Ende sei sie fest entschlossen, die Güter ihres in Gott ruhenden Gatten dem rechtmäßigen Erben zu übergeben, das Einzige, was ihr noch frei stehe, da es außer ihrer Macht sei, dem Tode seine Beute zu entreißen.

So sehr diese Selbstgeständnisse das Gemüth des Sohnes rührten, so sehr erschreckte ihn der Vorsatz der Mutter, womit sie ihren Brief geschlossen hatte. Denn die Güter seines Vaters herauszugeben, konnte nur durch eine Preisgebung seiner Ehre geschehen. Er eilte daher zu ihr und bat zu ihren Füßen, dieser Ehre zu schonen, da er es deutlich fühle, einen solchen Eclat nicht überleben zu können.

„Deiner Ehre soll ich schonen?“ sagte sie, mit sanfter Rührung seine Stirn küssend. „Doch wodurch, mein Sohn? durch eine fortgesetzte Lüge. Kannst Du das von mir begehren, nachdem ich das Strafbare jenes Betruges erkannt habe? Und kannst Du selbst mit Dir versöhnt bleiben, wenn Du Dir sagen mußt, ein Betrüger zu sein? Ja, wüßtest Du das Geheimniß Deiner Geburt nicht — ach, zu welchem Opfer

entſchlöſſe ſich nicht die Mutterliebe! Allein da meine Verzweiflung bei der Nachricht von dem ſchrecklichen Ende Deines Vaters mir einmal jenes Geheimniß entriſſen hat, ſo iſt jetzt keine Wahl mehr. Du fürchteſt das Urtheil, den Spott und die Verachtung der Welt, aber nicht die Selbſtverachtung und doch iſt ſie das Bitterſte, was dem Menſchen werden kann. Du hoffeſt, Frieden zu erlangen, wenn Du nur Deine bürgerliche Ehre gerettet ſiehſt — ach, hoffe das nicht, mein Sohn! Dein Gewiſſen wird Dir täglich vorhalten, ein elender Betrüger zu ſein, ſo wie ich bei aller Achtung, die ich genoß, nie glücklich war, da ich eine Lüge verbarg. Wahrheit, lieber Heinrich! gegen ſich und Andere — das iſt die erſte Bedingung, um innerlich glücklich und ruhig zu ſein. So wie der Menſch ohne Liebe zum tönenden Erz wird, ſo iſt er auch ohne Wahrheit eine klingende Schelle und ſeine Andacht wird zur Läſterung, ſo wie ſeine Tugend zum Gaukelſpiel. — Wie ſchwer es Dir werden mag," — fuhr ſie hocherröthend fort — „einen Namen abzulegen, an den ſich Dir der Inbegriff alles Ehrenvollen und Herrlichen knüpfte: er kam Dir doch nie in Wahrheit zu, da ich ihn Dir durch einen Betrug verſchaffte. Das Opfer muß daher gebracht werden. Allein ich hoffe,

es wird ohne äußeren Eclat geſchehen können, indem ich nur nöthig habe, den einzigen Erben dieſer Güter, den Obriſt, von dem in Kenntniß zu ſetzen, was Jahrelang in meiner Bruſt als ſchweres und ſtrafbares Geheimniß lag. Nur gegen ihn und Deinen Vater, nicht gegen die Menſchheit habe ich gefrevelt. Von der Discretion des Obriſten ſteht aber zu erwarten, daß er unſer Geheimniß nie veröffentlichen werde und ſo hoffe ich denn die möglichſte Schonung Deiner Ehre. Und ſollte — was der gnädige Gott gebe — der Hauptmann noch am Leben und ſeine Wiederherſtellung zu hoffen ſein, ſo iſt es ebenfalls mein feſter unwiderruflicher Entſchluß, ihm mitzutheilen, wovon mich bisher ein falſcher Stolz zurückhielt. Ich bin dem Armen Genugthuung ſchuldig. O gebe der Himmel, daß ich nicht zu ſpät damit komme. Das iſt jetzt mein tägliches Gebet zu Gott."

Der Lieutenant wurde zwar von der Nothwendigkeit, den erſteren Vorſatz auszuführen, nicht überzeugt, da ſich noch zu Vieles in ihm dagegen ſträubte, allein er war theils zu furchtſam, gegen die Mutter in die Schranken zu treten, theils beſaß er zu viel kindliche Liebe zu ihr, um ihre Buße nicht zu ehren. Doch, ſo ſehr ſein Inneres zerriſſen war und ſo ſehr ſich

nach einer Seite hin seine Zukunft trübte: ein heller freundlicher Lichtstrahl fiel doch in die nächtliche Finsterniß. Friedrich brachte eine beruhigende Nachricht über den Zustand des Hauptmanns vom Regimentsarzt mit. Auch die tief gebeugte Baronin richtete sich daran auf und säumte nun keine Stunde länger, das Werk ihrer Sinnesänderung auszuführen, den Obrist von dem Betrug in Kenntniß zu setzen, den sie sich Jahrelang gegen ihn erlaubt hatte und demüthig um seine Verzeihung zu bitten, indem sie ihn zugleich aufforderte, von den Gütern seines verstorbenen Oheims Besitz zu nehmen.

Dieser Obrist von Falkenhof gehörte zu jenen charakterlosen Menschen, denen es an jeder Selbstständigkeit fehlt und die daher in ein fremdes Leben, das sich ihres Willens zu bemächtigen weiß, so völlig eingehen und sich hineinleben, daß sie sich zu ihm verhalten, wie ungefähr die Somnambule zum Magnetiseur, nur mit dem Unterschied, daß sie sich noch immer im Ernst einbilden, frei zu sein und der eigenen tiefsten Neigung zu folgen, während sie doch nichts als der Wiederschein und Abdruck eines fremden Lebens sind.

Dies fremde Leben war das jenes Fürstensohnes,

dessen Adjutant der Obrist früher mehrere Jahre gewesen war. Theils aus Langeweile, theils aus Uebereizung der Sinnlichkeit hatte der junge, geistvolle und liebenswürdige Prinz vor einigen Jahren einen zufälligen Spaziergang durch das schattige Thal des Pietismus gethan und in ihm so viel Neues und Interessantes entdeckt, daß er bald Geschmack an den Passionsblumen fand, die hier im Schatten des Glaubens und Gefühls gar lieblich gediehen. Es gaben diese Gänge, die bald darauf mit einem literärischen Wegweiser in der Hand geschahen, seinen sinnlichen Trieben einen neuen unverhofften Schwung, denn die Frauen, welche in diesem Gebiet lustwandelten, waren nichts weniger als grausam gegen ihn und verstanden nebenbei die große Kunst, über ihre Schwachheit den halbdurchsichtigen Schleier der Religiosität zu legen, der die Phantasie nur noch mehr entzündete und selbst ihre Reue und Buße so vortheilhaft zu drapiren, daß sie grade als büßende Magdalenen am unwiderstehlichsten waren. Der Prinz fand hier nicht jenes flüchtige und leichtfertige Spiel der Sinne und jenes kindische Getändel des weiblichen Herzens mit Gefühlen, die eine ernstere Hingebung verdienen, nicht jene unstatthafte Ehrfurcht vor ihm selbst, die ihm sonst jeden

Sieg zu einem ruhmlosen Triumph gemacht hatte, sondern das ganze Arsenal weiblicher Koketterie, dessen Eingang eine Sphinx hütete und lebte seitdem wie im Rausche dahin, der auch durch fromme Satelliten klug unterhalten wurde. Gehörte auch zu ihnen nicht der Obrist, so fühlte er sich doch durch das Vertrauen, das ihm der Prinz fortwährend schenkte, so geehrt, daß er den Park des Pietismus, der diesem nur zur Unterhaltung und Zerstreuung diente, als Geometer aufnahm, daß er die scharfsinnigsten Untersuchungen über ihn anstellte, neue Pflanzengattungen in ihm zu entdecken und ihn auch nach allen Seiten zu verschönern suchte, theils um seinen erhabenen Gönner über die Richtung seines Gemüths zu beruhigen, theils diese vor der Welt zu rechtfertigen. Allein der weit geistvollere Schüler überflügelte bald seinen Lehrer und wußte diesen, während es schien, als sitze er zu seinen Füßen, bald so mit sich fortzuziehen, daß dieser aus Ehrfurcht vor dem Geist und Standpunkt seines Durchlauchtigen Gönners, sich völlig in das Leben desselben hinein lebte — eine Erscheinung, die an Höfen eben nicht ungewöhnlich ist. Dabei aber war der Obrist ein seelensguter Mensch, ein treuer Gatte und liebevoller Vater, weichherzig aus Temperament, gerecht

aus Grundsatz, herablassend gegen den Plebejerstand, dessen Grenzen er sehr weit zog und nebenher verständig genug, den Werth des Geldes zu schätzen. Er erstaunte daher nicht wenig über den Brief, den er von der Baronin empfing, und erschrak eben so sehr über das Unglück, das ihren Sohn getroffen. Eine solche Preisgebung der äußeren Ehre, die ihm bei aller Demuth sehr viel galt; eine solche Verzichtleistung auf zwei Rittergüter, die einen sehr bedeutenden jährlichen Ertrag abwarfen — war ihm noch nicht vorgekommen und er gestand sich in der Stille, in ähnlicher Lage wohl schwerlich zu einem solchen Opfer den nöthigen Muth zu besitzen. Nach einem vergeblichen Kampf seiner Großmuth mit den Regungen eines verzeihlichen Eigennutzes, wandte er sich mit dem offenen Briefe rathlos an den Prinzen. Auch er erstaunte über diesen Schritt. Zwar hatte die Baronin stets seine ganze ungetheilte Achtung gehabt, jetzt aber nöthigte sie ihm seine Bewunderung ab. Beide aber waren darin sich einig, daß nur der fromme Glaube, der von der Welt verschrieene innige Verkehr mit dem Herrn dem an sich schwachen Menschenherzen eine solche Kraft geben könne, wie sie sie jetzt wiederum einmal kennen zu lernen, Gelegenheit hatten und sahen in der Handlung

der Baronin einen abermaligen Beweis, wie Noth es thue, ihre eigene Richtung treu zu verfolgen und dem flachen Rationalismus um so kräftiger die Stirn zu bieten.

Allein eben so fest stand es bei dem Prinzen, die Ehre der Baronin wie ihres Sohnes möglichst zu schonen. Eine solche Selbstverleugnung und Hingebung, eine solche Demuth und Glaubensinnigkeit mußte belohnt werden. Er traf daher einen Ausweg, den auch der Obrist annahm, nachdem er eine Zeit lang pflichtmäßig dagegen angekämpft hatte. Die Baronin sollte das Hauptgut, auf dem sie wohnte, behalten und der Obrist dafür durch den Prinzen genügend entschädigt werden. Das Nebengut dagegen sollte er ihr zum Schein abkaufen, um damit jeder Verwunderung der Menschen zuvorzukommen und jede Spur eines verdächtigen Gerüchtes zu vernichten. Was den Lieutenant betraf, der, wie er aus dem Briefe der Baronin erfuhr, bereits auf dem Wege nach dem Rhein war, um den Franzosen in Algier seinen Arm zu leihen, so war freilich für denselben für den Augenblick wenig zu thun. Nach seiner Rückkehr aber versprach der Prinz, sich seiner anzunehmen, falls der Jüngling, wie er hoffte, von seinem Leichtsinn geheilt,

wiederum den Pfad des Heils betreten werde. So wurde denn durch fürſtliche Freigebigkeit und Humanität der Welt die Gelegenheit genommen, einen geachteten Namen zu verunglimpfen und das ſchwer verletzte Herz einer würdigen Frau noch mehr zu verwunden.

Allein es war nicht dieſe glückliche Auskunft, welche die Baronin umwandelte. Ihre Ruhe und der ſtille Friede, der ſie nunmehr erfüllte, war vielmehr die Frucht jener ſchweren Selbſtüberwindung und Verleugnung, die recht eigentlich eine Höllenfahrt zu nennen iſt. Von dem entſcheidenden Augenblick an, wo ſie den Brief an den Obriſt vollendet, geſiegelt und abgeſandt hatte, war es ihr, als ob ein geſpenſtiſcher Schatten in die Tiefe ſänke, als ob ſie aus den Banden eines ſchweren Traumes erwache und vor ihr neu verjüngt der Himmel wie die Erde läge.

Allerdings trug zu dieſer heitern Umwandlung ihres äußern Lebens ein doppelter Umſtand das Seinige bei.

Zunächſt nämlich der Charakter ihres Sohnes, den ſie genau zu kennen glaubte. Sie war überzeugt, daß er einen viel zu leichten Sinn habe, um ſich nicht wieder mit dem Leben auszuſöhnen und daß

ihm jener tiefe, störrische Eigensinn fehle, der sich an eine Idee und eine Lebensrichtung so fest ansaugt, daß das Leben sich verblutet, wenn es von ihr losgerissen wird. Sie versprach sich von ihm das Beste und erwartete seine baldige Rückkehr. Der andere Umstand aber war die fortschreitende Heilung und Wiederherstellung des Hauptmanns, der durch jene That ihres Sohnes ihrem Herzen plötzlich so nahe gerückt worden war, daß sie Stunden lang bei dem Bilde desselben, wie es in ihrer Erinnerung lebte, verweilte und mit steigender und ungeduldiger Theilnahme die beruhigenden Nachrichten über seine Besserung empfing.

Rasch und ungestört schritt dieselbe vorwärts. Die Kugel hatte nicht das Geringste im Innern verletzt. Zwar war dies ein Wunder vor den Augen des Regimentsarztes, allein ein so sichtbares und nicht zu leugnendes, daß er sich daran gewöhnte. Die gesunden Säfte des Patienten erleichterten außerdem die Heilung, so wie eine wohlthuende Veränderung seiner Lage. Er bezog nämlich, so bald es nur seine Wunden erlaubten, nach gewohnter Weise, vor den Thoren der Stadt ein reizend gelegenes Gartenhaus, nahe genug für die ärztliche Sorge, und doch abgelegen

genug, um einsam zu bleiben. Hier in der heitersten Umgebung der blühenden Natur, angehaucht von ihrem reinen, balsamischen Odem und der Pflege und Sorge einer gutmüthigen und verständigen Familie übergeben, sammelten sich bald wieder seine Kräfte, und noch waren nicht zwei Monate verflossen, als er bereits so weit hergestellt war, daß er mehrere Stunden im Freien bleiben konnte. Sein Freund Wolfgang besuchte ihn in seiner Einsamkeit, so oft es anging, ohne sich an seine Reizbarkeit zu kehren, die die Meisten seiner ohnedies ihm fremd und fern stehenden Kameraden von ihm zurückscheuchte.

„Wer hätte das gedacht!„ rief er das nächste Mal, als er den Hauptmann mit seiner Toilette beschäftigt fand, fröhlich aus. „Ein Schuß, tödtlich wie Keiner dem Anschein nach und so leicht und unbedeutend in seinen Folgen. Ja mich dünkt, als habest Du Dich seitdem verjüngt. Im Ernst, Du warst früher etwas aufgedunsen und schwammig und Deine Nase setzte eine Weinröthe an, die kein Gesicht verschönt. Das Alles ist verschwunden und wäre Dein Haar nicht grau, so müßte Dich Jeder für einen angehenden Vierziger halten. Allein das Beste nicht zu vergessen. Ich bringe Dir einige vortreffliche Neuigkeiten

in's Haus. Wahrlich, ganze Wochen schleichen bei völliger Windstille langweilig dahin und man gähnt sich fast einen Kinnbackenkrampf. Dann aber nimmt das Leben plötzlich wieder einen kräftigen Ansatz und Alles regt und bewegt sich rings um und man freut sich, mitten drinnen zu stehen. So höre denn. Für's Erste hat der Lieutenant von Falkenhof seinen Abschied genommen und ist, wie ich höre, bereits unterweges nach Algier, um die Beduinen zu vertilgen. Seine Mutter aber hat in diesen Tagen ihr Nebengut an den Obrist von Falkenhof verkauft und wie ich aus sicherer Quelle weiß, Schulden halber, die sie sich durch ihre Unmäßigkeit im Wohlthun zugezogen hat. — Für's Andere wird euer frommer Divisionsprediger in wenig Wochen als Superintendent nach Z* versetzt und wir wollen ihm und uns dazu von Herzen Glück wünschen."

„Diese Nachricht ist mir nicht ganz neu" erwiederte der Hauptmann. „Allein da Du vom Versetzen sprichst, so will ich auch Dir etwas Neues mittheilen, was Dich sehr interessiren wird. Mein alter Freund, der Geheime-Oberregierungsrath Weihmann nämlich zeigt mir in einem sehr herzlichen Briefe an, daß seine Versetzung hieher als Chef-Präsident der Regierung,

nunmehr entschieden sei und daß er in einigen Wochen seine Stelle antreten werde. — Weihmann ist ein energischer Charakter, verbindet mit umfangreichem Wissen einen scharfen Verstand und hellen Geist und ist schon aus dem Grunde ein geborener Feind sowohl der Finsterniß, als auch jenes jetzt sehr beliebten Helldunkels, welches man über das Gebiet des Religiösen legt. Ohne ein eigentlicher Welt- und Lebemann zu sein, ist er dennoch kein Verächter harmloser Freuden und Vergnügungen, die das Leben würzen. Er wird daher — das begreift sich — dem hiesigen Conventikelwesen und Muckerthum den Rest geben, ohne uns in die Gefahr zu bringen, damit das kirchliche Leben aufzugeben."

Wolfgang versetzte lächelnd, „ich sehe nun wohl, daß Du in völliger Abgeschiedenheit von der hiesigen Welt lebst, sonst würdest Du die letzte Bemerkung nicht machen. So sehr Deine Mittheilung mich froh überrascht, so dürfte doch die Gegenwart Deines Freundes den Erfolg nicht haben, den Du Dir versprichst. Denn es ist dem hiesigen schleichenden Unwesen bereits der Gnadenstoß gegeben worden und zwar von innen heraus. Es hat sich plötzlich ein Krankheitsstoff, eine Art Gicht, nach außen abgesetzt,

die Niemand in dem frommen Verein gesucht hätte. Das ist der Fluch, der auf diesen zum Theil sehr würdigen Verbrüderungen ruht, daß sich an sie so viel unsaubere Geister anschließen, um im Trüben zu fischen; Menschen, die wie jene Pharisäer, übertünchten Gräbern gleichen und ihre unreine Phantasie und ihre wilden Lüste unter dem Schafskleide äußerer Gerechtigkeit verbergen, um ihr Opfer zur gelegenen Stunde um so sicherer zu fassen.

Es giebt im Schooße dieser Vereine viele Ehrenmänner, die, indem sie sich in strenger Enthaltsamkeit von dem großen Haufen der Weltkinder absondern und ein beschauliches Klosterleben führen, es ernstlich mit dem Heil ihrer Seele meinen und durch ihren würdigen und fleckenlosen Wandel auch Andere von dem Nichtigen und Vergänglichen abzuziehen hoffen. In einer strengeren Feier des Sonntages, in größerer Vertrautheit mit dem geoffenbarten Worte, in mehr häuslichen Andachtsübungen, in einem innigeren Verkehr mit der übersinnlichen Welt, kurz in einer äußeren Zucht suchen sie das Gegengewicht für die Geschäfte und Arbeiten, Freuden und Zerstreuungen, welche aus dem Innern heraus führen und eben dadurch die Seele zum Staube niederbeugen. Es sind gleichsam geistige

und geistliche Hemmschuhe, die sie dem eilenden Geschlecht an die Locomotive heften, damit es sich besinne und einmal zurück und auch aufwärts schaue. Allein leider fehlt es in der Regel diesen frommen Eiferern für das Gute, diesen würdigen Nachfolgern des Herrn, an dem Scharfblick und der kalten Ruhe, welches beides nöthig ist, um die Geister zu prüfen und zu unterscheiden, so wie an jenem verständigen Mißtrauen, das nicht Jeden für bekehrt hält, der das Wörterbuch der Wiedergeborenen dem Gedächtniß eingeprägt hat und nicht Jeden arglos an sich zieht, der zu seufzen versteht. Daher die traurige Erscheinung, daß aus der Mitte dieser Vereine oft ein so loses Gesindel hervorgeht, daß die ohnehin schon argwöhnischen Gegner sich berechtigt halten, über jene selbst den Stab zu brechen und wie man wohl zu sagen pflegt, das Kind mit dem Bade auszuschütten."

Der Hauptmann wurde im hohen Grade ungeduldig und bat den Freund, er möge doch das viele Zielen lassen und endlich einmal losdrücken.

„Wohlan, ohne Umschweife. Der sanfte und lammfromme Lieutenant von Seidler, dieser Ausbund von Tugend und Gottesfurcht hat vor einigen Abenden nach beendigter Betstunde im Hause der Regierungs-

räthin von Ringen einen so ernsten Angriff auf ihre Tugend gewagt, daß daraus ein Skandal geworden ist. Ein hoher Ofenschirm im Schlafzimmer derselben giebt ihm zunächst Gelegenheit, seine unzüchtigen Augen an den Reizen der arglos sich entkleidenden Frau zu weiden. — Doch ein zufälliges Geräusch, vielleicht ein unzeitiges Niesen, oder ein wollüstiger Seufzer verräth der Erschrockenen den neuen Gyges und verwegenen Zeugen ihrer Nachttoilette und nöthigt sie zur Flucht in ein Nebenzimmer. Seidler versperrt ihr nun, hervorspringend, den Weg, stürzt zu ihren Füßen und bettelt, da er ihre Entrüstung sieht, um ihre Vergebung, indem er alle Schuld auf den Teufel schiebt, der bei solchen Scenen in der Regel der Sündenbock ist, dem man Alles aufbürdet; er habe sein Auge verblendet, er seine Sinne verwirrt, er habe ihn in Versuchung geführt. Allein die Halbnackte reißt sich von ihm los und läutet Sturm. Die Dienerschaft stürzt hinein und bringt den Ehrenschänder höchst unsanft aus dem Hause. Gestern früh hat der Forstrath, entzückt über dies Ereigniß, das nicht verschwiegen blieb, sich zum Ritter der Frau von Ringen aufgeworfen, trotz dem, daß er, wie ich nun erfahren habe, von ihr früher einen Korb erhalten — und den Herrn

von Seidler gefordert. Dieser aber hat das Duell, als seinen religiösen Grundsätzen zuwider, abgelehnt und sich aus dem Staube gemacht und dürfte sich denn auch wohl im Regiment nicht wieder blicken lassen, ohne gemißhandelt zu werden."

„Nun?" fragte der Hauptmann gespannt, als jener eine Pause machte.

„Ungenügsamer! Forderst Du noch mehr? Wohlan, ich will das Maaß voll machen. Der Forstrath, klug genug, das Eisen zu schmieden, so lange es heiß ist, erneuert seine Bewerbung um die Hand der liebenswürdigen Frau und sie, aus Furcht, durch ein längeres Beharren in ihrem Witwenstande ihrem Rufe zu schaden, vielleicht auch, um der Welt einen Beweis ihrer Bekehrung zu geben, — doch was weiß ich es! Wer kann das weibliche Herz ergründen? — kurz und gut, sie hat dem Ungestümen rasch ihr Jawort gegeben und noch heute werden wir die Verlobungskarte erhalten."

So heiter indeß der Referent seine Erzählung vortrug und diese plötzliche Sinnesänderung sehr ergötzlich fand, sein Zuhörer wurde mit jeder Minute ernster und einsilbiger. Sinnend ging er im Zimmer auf und nieder und trommelte abwechselnd auf den

Fensterscheiben den Generalmarsch, so daß Wolfgang ihn lachend umfaßte und äußerte, er sei bestimmt auf den glücklichen Forstrath eifersüchtig und habe selbst geheime Absichten auf die reizende Wittib gehabt.

„Wo denkst Du hin, Paul?“ erwiederte der Hauptmann verstimmt. „In meinem Alter! Vor zehn und zwölf Jahren gestehe ich, andere Ansichten gehabt zu haben. Allein jetzt ist es zu spät. Ueberhaupt — was kümmert mich diese Verlobung! Sie war nur die zufällige Brücke, die mich in einen Gedankenkreis führte, der sich hin und wieder meinem Geiste aufschließt.“

„Und er heißt“ versetzte Wolfgang ärgerlich, „Verdruß an der Gegenwart, eine Species von dem famösen Weltschmerz, an dem jetzt Tausende wie an der Grippe darnieder liegen. Du mußt fort von hier; mußt Deinen Abschied nehmen und hinaus auf's Land ziehen. Zwar ist Dein Vermögen nur gering, allein da Dir eine ziemlich bedeutende Pension nicht entgehen kann, so öffnet sich für Dich in der Zurückgezogenheit des Landlebens eine heitere Zukunft. In meiner Nähe ist jetzt das Gut Soringen zu kaufen. Zwar übersteigt der Kaufpreis bei Weitem Deine Kräfte, allein laß Du mich nur sorgen. Ich verspreche Dir, Du

wirst noch glücklich werden und Dich völlig mit dem Leben versöhnen. Nur fort aus diesem niederdrückenden Kamaschendienst."

Der Hauptmann hatte darauf noch viel einzuwenden, als eine Equipage vor dem Gartenhause still hielt und der Bediente die Baronin von Falkenhof meldete, die den Hauptmann allein zu sprechen wünsche.

Im höchsten Grade überrascht, verlegen und bis an die Ohrläppchen erröthend, warf sich dieser rasch in Anzug und sich bei dem hochaufhorchenden Freunde entschuldigend, eilte er der Baronin entgegen und führte sie in sein sogenanntes Staats- und Prunkzimmer, das wie bei den Holländern, nur bei feierlichen Veranlassungen geöffnet wurde.

Beide waren nicht wenig betroffen, als sie einander nach einer so langen Reihe von Jahren ansichtig wurden. Die Baronin, daß statt des blühenden und kräftigen Jünglings, ein angehender Greis im Silberhaar ihr entgegentrat und der Hauptmann, daß die sonst so verheerende Zeit spurlos an dem Gegenstande seiner treuen Liebe vorübergegangen war. Denn noch in derselben Lieblichkeit und Schönheit, in derselben Fülle von Reizen, die ihn einst berauscht hatten, stand sie jetzt vor ihm, um ihn über einen Zeitraum von

mehr denn zwanzig Jahren in Fortunatus Mantel hinwegzutragen.

Verlegen, blöde und schüchtern wie nie, bat er sie, sich niederzulassen und stammelte einige Worte von Ehre und Glück, die dem Scharfblick der Baronin ein leises Lächeln abnöthigten, während sie herzlich seine Hand ergreifend, äußerte, daß sie gekommen sei, um sich nicht bloß von seiner Wiederherstellung zu überzeugen und ihn ihrer innigsten Theilnahme zu versichern, sondern um auch ein schweres Unrecht gegen ihn wieder gut zu machen, falls er noch dieselbe Gesinnung habe, die er in seinen Briefen an sie ausgesprochen. „Sie haben, mein werther Freund" — fuhr sie fort — „als ich Witwe wurde, um meine Hand gebeten und auf das Bestimmteste und Feierlichste versichert, daß Sie ohne dieselbe nie glücklich sein würden. Ich habe nur den ersten Ihrer Briefe kurz und kalt und aus falscher Schaam, Stolz und verführt durch eine frömmelnde Gemüthsrichtung, Ihre späteren Herzensergießungen mit Stillschweigen beantwortet und Sie gewiß dadurch schwer gekränkt. Jetzt komme ich, um Sie deshalb um Vergebung zu bitten."

Dem Hauptmann stockte der Odem und alle Gegenstände im Zimmer tanzten um ihn herum. Er

wußte nicht, ob diese Worte Scherz oder Ernst enthielten und schwieg daher, bestürmt von Gedanken und Gefühlen, gegen die er seit Jahren ritterlich angekämpft hatte.

„Antworten Sie mir, lieber Freund," fuhr die Baronin ruhig und herzlich fort — „aufrichtig und ohne Rückhalt sagen Sie mir: Ist Ihre Gesinnung noch dieselbe? Kann diese unbedeutende Hand Sie noch allein glücklich machen?"

Noch immer schwieg der Hauptmann, denn ihm lag ein Felsen auf der Brust. Er glaubte zu träumen und starrte lächelnd die liebliche Erscheinung an. Doch sah die Baronin sehr wohl, daß nur die frohste Erschütterung ihm die Sprache raube und gönnte ihm daher Zeit, sich zu fassen. Endlich stammelte er: „Frau Baronin, mein weißes Haar, mein —"

„Nicht doch" — unterbrach sie ihn lächelnd — „Vorläufig nur eine Sylbe."

Der Blick in ihr seelenvolles, freundliches Auge gab ihm Muth. Er las in ihm die Erfüllung seines einzigen Erdenwunsches und sagte endlich: „Wenn es sich denn nur um eine Sylbe handelt, so soll es auch die kleinste sein, die ich weiß — ja. Nun aber erlauben Sie —"

„O still doch, lieber Hauptmann" erwiederte sie mit sanftem Tone, indem ihre weiche Hand sich über seine Lippen legte, „jetzt keine weitläuftigen Erörterungen. Dazu denke ich, ist uns Beiden das Herz zu voll und dieser Augenblick ein zu geweihter. Ich hoffe, daß ein höherer Segen auf ihm ruhen wird, als auf dem, an den ich nie ohne Erröthen denke. Manches für Ihr Herz tief Ergreifendes habe ich Ihnen mitzutheilen, doch ich verspare es auf die Zeit, wo Sie wieder völlig genesen sein werden. Aus dem Grunde verlasse ich Sie auch jetzt, denn Sie sind in einem hohen Grade aufgeregt." Sie stand auf.

„Wann, o wann Frau Baronin, werde ich, darf ich Sie wiedersehen?"

„In einigen Tagen, nach Beendigung einer nothwendigen Geschäftsreise, die mich wieder durch F* zurückführt. Dann aber heiße ich — merken Sie sich das wohl — Karoline."

Diese wohlwollende Mahnung goß Oel und Feuer in die Adern des überglücklichen Hauptmanns. Schwäche und Wunde vergessend, preßte er die reizende Braut mit Jugendkraft und Feuer in seine Arme und einen heißen Verlobungskuß auf ihre nicht widerstrebenden

Lippen und sagte mit feuchten Augen: „diese Stunde ist nicht blos eine geweihte, sondern die seligste meines Lebens.“

Noch hatte der Herbst die Bäume nicht entlaubt, als der neue Chef-Präsident die Noblesse der Stadt zu einem glänzenden Ball einlud. Die ehemalige Frau von Ringen, seit mehreren Wochen die glückliche Gattin des eben so glücklichen Forstrathes, war mit ihrer Toilette dazu emsig beschäftigt und musterte im traulichen Closet die verschiedenen Broschen und Spangen, Ringe und Ketten und was sonst die gefällige Kunst zur Verschönerung weiblicher Formen erfunden hat, mit derselben Behaglichkeit, mit der sie einige Monate früher die frommen Traktätleins studirt hatte. Keinen neuen Ueberfall befürchtend, kokettirte sie vor dem schmeichelnden Trimeau mit den Formen, für die sie sinnig den passendsten Schmuck auszuwählen hatte, als plötzlich die Tapetenthür sich öffnete und der Forstrath mit einem Zeitungsblatt in der Hand, laut lachend hereintrat. Schmollend griff die Züchtige nach einem Tuche, um ihre reizende Blöße zu decken, doch er rief, ohne darauf zu achten, im höchsten Grade

vergnügt: „höre, liebe Seele, eine excellente Neuigkeit, die ich Dir nicht vorenthalten durfte, auf die Gefahr, Dich zu stören. — Wo steht sie gleich? Hier:

„Unsre gestern hieselbst vollzogene eheliche Verbindung beehren wir uns, statt besonderer Meldung, hierdurch unsern Freunden ergebenst anzuzeigen."

Soringen den 8ten October 183—

Bernhard Rindfleisch,
genannt v. Bärenklau, Major a. D.

Caroline v. Bärenklau,
verwittwete Freiin v. Falkenhof.

Während der Forstrath lachte, daß die Fenster zitterten, riß ihm seine Frau das Blatt aus den Händen und überflog noch einmal die wichtigen Zeilen. „Ja, hier steht es wirklich," sagte sie fröhlich. „Aus dem zähen und alten Rindfleisch ist ein frischer und junger von Bärenklau geworden; aus dem Hauptmann ein Major und Gutsbesitzer, denn es ist mir nun klar, für wen Herr Wolfgang Soringen gekauft hat. — Nein, das nenne ich eine Ueberraschung! Das hat Niemand geahnt. Also die fromme Witwe hat sich endlich nach Jahren auch bekehrt und unsern guten alten Invaliden beglückt! O wahrlich, das ist interessant

genug, um dieſer Mesalliance in ihren geheimſten Beweggründen nachzuſpüren und ſich über ſo manche Dunkelheit Licht zu verſchaffen. Ganz beſtimmt eine alte Inclination, der nach faſt einem Menſchenalter ein neuer Lenz anbricht. Hahaha! Bin ich ſo glücklich, heute Abend mit der alten Generalin die Parthie zu bekommen, ſo ſoll ſie beichten. Sie weiß Alles, was zwanzig Meilen in der Runde geſchieht und geſchehen iſt."

„Thue das doch lieber nicht, mein Kind!" ſagte der Forſtrath ernſt werdend. „Vielleicht iſt es auch überdies nicht nöthig, da ich Dir wohl ſelbſt damit dienen kann. Wenigſtens habe ich hier ein Schlüſſelchen zum Räthſel, deſſen Du Dich in aller Stille bedienen magſt."

Zugleich zog er aus dem Buſen einen Brief hervor und ſagte: „den habe ich vor einer Stunde empfangen und ihn ſeitdem in meinen Gedanken und im Herzen erwogen. Er iſt von dem ehemaligen Lieutenant und jetzigen Forſt- und Kammerjunker von Falkenhof, der in franzöſiſche Dienſte gehen wollte, aber nur bis zum Rhein gekommen iſt, wo ihn das Heimweh und noch ein anderes Weh ſo mächtig ergriffen hat, daß er wieder zurückgekehrt iſt, vielleicht auch

auf die Nachricht von der Wiederherstellung des Hauptmanns und der glücklichen Wendung seines Schicksals. Die Mutter hat ihm das Versprechen gegeben, daß er künftigen Sommer sein väterliches Erbe übernehmen solle. Bei solchen Aussichten findet denn der Vorsichtige es gerathen, sich schon jetzt nach einer Lebensgefährtin umzuschauen und sein Blick ist auf meine Emilie gefallen, um deren Hand er denn somit förmlich anzuhalten, sich erlaubt hat."

„Alles recht gut und schön" versetzte die Ungeduldige — „Auch möchtest Du gegen diese Parthie nichts einzuwenden haben. Allein wo bleibt der verheißene Schlüssel?"

„Ihn dürfte des Bewerbers Unterschrift enthalten. Er unterzeichnet sich nämlich: Heinrich Baron von Falkenhof, genannt von Bärenklau."

II.

Die Saat des Böſen.

So wie der ſtrenge Winter von 1740 bis 41, ſo war auch der kalte und anhaltende Winter von 1770 bis 71 in ſeinen Wirkungen auf die ärmere Menſchenklaſſe ſehr verderblich und unheilbringend. Die letzte Erndte war überall im deutſchen Vaterlande ſehr dürftig ausgefallen, die Kartoffeln, die heut zu Tage dem Armen ſo Viel erſetzen und ihn ſelten im Stich laſſen, waren damals noch wenig bekannt und wurden nur aus Liebhaberei oder Verſuchsweiſe in kleinen Quantitäten in den Gärten angebaut. Es war daher kein Wunder, daß die Bauern und Bürger und auch die Wohlhabenderen unter ihnen ſich überall ſehr einſchränkten und zum Theil ihre Tagelöhner und Knechte abſchafften, weil ſie fürchteten, am Ende ſelbſt Noth zu leiden. Viele arme Kinder und namentlich in den gebirgigen Gegenden Sachſens und Thüringens, wo die Leute faſt nur von dem Fleiß ihrer Hände leben und in Manufakturen und Fabriken ihr Leben friſten, laſen daher, wenn ſie vergeblich um Almoſen gebettelt

hatten, auf den Straßen Obst- und Kartoffelschalen, Knochen und andre noch ekelhaftere Abgänge auf, um sie heißhungrig zu verschlingen. Manche Familie legte sich hungrig auf ihr armseliges Strohlager nieder, ohne zu wissen, wovon sie morgen leben sollte. Und je länger der Winter anhielt und die Wege nach den reicheren Thälern durch Schneeschanzen versperrte, um so dringender wurde die Noth. Ueberall begegnete man traurigen, bleichen Gesichtern, die sich gegenseitig den so nöthigen gläubigen Muth noch mehr raubten; überall sah man abgezehrte, hungernde oder krankhaft aufgedunsene Kinder, welche die Vorübergehenden kaum noch um ein Almosen anzusprechen wagten, da die allgemeine Noth die Gemüther immer mehr verhärtete und abstumpfte. Zwar flackerte in den Kaminen der Armen wohl noch ein helles Feuer, um die erstarrten Glieder zu erwärmen, aber es fehlte daran der bekannte drathumsponnene Topf zur Abendmahlzeit. Dort verkaufte eine dürftige Familie ihre einzige Ziege, um der größten Noth zu wehren, hier ein seltenes Bibelexemplar, das Erbstück vom Großvater und bisher sorgsam in Ehren gehalten, dort das letzte Bett, hier den entbehrlichen Kessel, weil es doch nichts mehr zu kochen gab und wenn dann das davon Gelöste bis

auf den letzten Heller für das theure und immer kleiner werdende Brod ausgegeben war, so weinte die Mutter stille Thränen in ihre Schürze, da sie trotz alles Sinnens und Nachdenkens nicht wußte, wie morgen für sich und die Kinder etwas anzuschaffen und dem Hunger zu wehren sei. Ach dann beneidete sie die glücklichen Kinder, die Gott zu sich rief und wurde ein Sarg vorübergetragen, so seufzte sie: „Mach Herr, ach mach ein Ende auch meiner Qual und Noth! Ach, wie glücklich sind die, die in dem tiefen stillen Grabe ruhen!"

In diesem bösen Winter war es, wo der Fabrikarbeiter Simon eines Abends in seinem kleinen Stübchen, den Kopf in die müde Hand gestützt, sinnend in der Bibel las und so vertieft darin zu sein schien, daß er die Seufzer und das Geschluchze der Kinder nicht hörte, die seit heute früh nichts gegessen hatten und hungrig zu Bett gehen sollten, oder vielmehr zu Stroh, denn das Lager verdiente den Namen eines Bettes nur in sofern, als es einige Aehnlichkeit mit demselben hatte. Hunger und Kummer drückte sich in den bleichen Zügen derselben aus. Das Aelteste, ein Knabe von zwölf Jahren, lag in Lumpen gehüllt, an der Auszehrung danieder, die seit einem halben Jahre

das arme Kind zu einem Skelett ausgemergelt hatte. Zwillingsschwestern von acht Jahren saßen weinend auf einem Klötzchen neben dem Kamin und bliesen abwechselnd auf das feuchte Holz und rieben sich die gerötheten Augen; daneben hockte ein Knabe von fünf Jahren und betete für sich das Vater Unser und ein noch jüngerer lag halb auf dem Schooß der einen Schwester und schluchzte laut, weil die Mutter noch immer nicht kommen und ihm zu essen geben wollte.

Ein düsteres Lämpchen brannte auf dem Tische und beleuchtete mit ungewissem Lichte die traurigen Gruppen und die öden Winkel der Stube. Endlich sagte der Vater: „ja, hier steht es geschrieben: „sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet und auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet" — und weiter unten heißt es „sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen." — Ja ich lese es und weiß überdies von meiner Kindheit her das ganze Evangelium am 15. Trinitatissonntage auswendig. Allein, ist es denn möglich, nicht zu sorgen? Thut Gott Wunder? Paulus sagt: „alle eure Sorge werfet auf Gott, denn er sorgt für euch!" Doch geschieht es?" Er warf einen wilden Blick zum Himmel und faßte

in Verzweiflung ſich in die grauen Haare. Endlich flüſterte er: „es iſt vorbei. Mein Glaube iſt dahin. Schon ſeit Jahren wankte er, nun aber iſt er völlig niedergeſchmettert. Und darum ſollſt du trügeriſches Buch morgen zum Antiquar. Es iſt eine ſeltene Ausgabe, ein altes Prachtſtück; der Mann wird gewiß einen Gulden dafür geben und der reicht auf drei Tage. Heute iſt Mittwoch.“ Er zählte. „Richtig. Sonnabend Abend giebt es Wochenlohn. Zwar, es thut mir wehe, mich von dir zu trennen, du theures Erbſtück des ſeligen Vaters. Ich ſehe dich ehrwürdigen Greis noch immer ſo deutlich vor mir, in dem Sammetmützchen und der braunen Pikeſche im warmen Lehnſtuhl, wie du jeden Sonntag Nachmittag mit der Brille bewaffnet, dich aus dieſem Buche erbauteſt und der Mutter daraus vorlaſeſt. Ach, welche ſchöne Zeit, als ich noch kindlich fromm und ſchuldlos um Vater und Mutter ſpielte! Gott im Himmel, wie hat ſich das geändert! Allein eben drum, weil ſich's geändert hat, drum mußt du fort. Noth bricht Eiſen. Und was ſollſt du mir überdies, da mein Glaube dahin iſt?“

So mit ſich redend, wurde er nicht gewahr, daß ſich die Thür leiſe öffnete und ein junger Tagelöhner

hereintrat, der auch in der Fabrik arbeitete, mit ihm sehr bekannt war und ihn schon öfters um Rath gefragt hatte. Auch jetzt hatte er ein Anliegen, wobei er den Rath des erfahrenen und verständigen Freundes bedurfte. Indem er den Kindern freundlich einen Apfel reichte, den diese hastig unter sich vertheilten, sagte er mit lauter und kräftiger Stimme: „Gott grüß Euch Simon! Ihr seid ja tief in Gedanken versunken und zwar, wie ich sehe, über dem Lesen in der Bibel. Ja, ja, jetzt studiren die Leute häufiger in ihr, als sonst, denn es ist böse Zeit."

Simon starrte ihn an, wie wenn Jemand aus einer Ohnmacht erwacht. Endlich fragte er: „was sagst Du, Stephan?"

„Laß es gut sein" versetzte dieser, „ich meinte nur, daß das Bibellesen jetzt wieder in die Mode komme. Zur Zeit der Anfechtung sucht man Gott."

„Aber wenn man ihn nun nicht findet, wie dann? Wenn die Erfahrung der Lehre und Verheißung spottet? Wenn man vergeblich auf ein Wunder hofft? Wenn man die Kinder Hunger sterben sieht? Dann Stephan, dann klappt man das Buch zu und verkauft es an Raritätensammler. Und das soll morgen geschehen. Mir bricht das Elend der Kinder das Herz.

Alles, Alles ist aufgezehrt und der Fabrikherr, dieser Bösewicht, will keinen Vorschuß thun. O wie flehentlich bat ich ihn darum, aber der Hartherzige würdigte mich nicht einmal einer Antwort, sein Weib aber blickte höhnisch auf mich herab und sagte: „wie man es treibt, so geht es und wie der Mensch sich bettet, so schläft er.“ Ich verstand die Schlange und glaube seitdem wieder an den Teufel.“

„Sie taugt wohl nicht viel,“ entgegnete der Gast, „allein sie ist doch nicht gegen Andere so böse und tückisch. Sprechet, Simon, was habt ihr mit der Frau gehabt? Ihr müßt sie schwer beleidigt haben Auch habe ich Mancherlei gehört, was ich nicht zusammenreimen kann. Sie soll Eure verlobte Braut gewesen sein. Ihr sollt sie haben sitzen lassen und Ihr selbst sollt reich gewesen sein und — doch was geht es mich an.“

„Setze Dich Stephan“ sagte der Alte. „Ich will mein Herz vor Dir ausschütten; die Kinder stören uns nicht und mein gutes Weib kommt auch sobald nicht wieder, denn — sie bettelt um Brod. — Manches, was mir begegnet ist, wirst Du von Hören Sagen wissen, doch wahrscheinlich entstellt und falsch, denn Du bist ein Fremdling in dieser Gegend und kannst

die Wahrheit vom Schein nicht unterscheiden. Nicht wahr, die Leute schildern mich als einen Taugenichts? Du schweigst und ich irre mich daher nicht. Doch eben deshalb will ich Dir erzählen, wie es mir ergangen ist und wie die Menschen mit mir verfuhren. Es ist mir Bedürfniß mich darüber auszusprechen."

Die große schöne Fabrik, worin ich jetzt als Tagelöhner arbeite — sie war einst mein Eigenthum und ich ein wohlhabender Mann, der nicht ahnte, wie tief er fallen sollte. Und doch konnte es nicht anders sein, denn Gott ist gerecht und nichts Böses bleibt ungestraft. Mein Vater hatte zwei Frauen und von der erstern, die mich gebar, ein beträchtliches Vermögen mit bekommen. Ein verständiges Haushalten hatte dasselbe noch beträchtlich vermehrt. Doch früh schon starb die gute Mutter und bald darauf zog eine Stiefmutter in's Haus, hart und lieblos mich behandelnd und zumal dann, als sie selbst Mutter eines Knaben ward, den sie, wie das so gewöhnlich ist, auf das Aeußerste verzog und verzärtelte. Schlau und listig wußte sie den Vater gegen mich einzunehmen, kleine Fehler und Jugendsünden wurden von ihr in's Ungeheure vergrößert, ihm hinterbracht und dagegen die vortrefflichen Eigenschaften meines Stiefbruders in das

glänzendste Licht gestellt. Es gab nach ihrer Schilderung in der ganzen Umgegend kein sanfteres, klügeres und liebenswürdigeres Kind und der schwache Vater glaubte bald steif und fest, daß ich ein Taugenichts, jener ein Ausbund aller Tugend sei. So wuchs ich heran in freudenloser Jugend und zog es, kaum zum Jüngling erwachsen, vor, das Vaterhaus zu verlassen, um nur den steten Vorwürfen, Kränkungen und nicht seltenen körperlichen Mißhandlungen zu entgehen. Dadurch hatte denn das böse Weib völlig freien Spielraum gewonnen. Ich wurde nun gänzlich aus dem Vaterherzen verdrängt. Dies Gefühl gab meinem Charakter etwas Herbes und Bitteres und trug viel dazu bei, daß ich — ich hatte mich entschlossen, ein Müller zu werden — meine Lehrherrn öfters wechseln mußte, Veranlassung genug, meinen Vater in seinem Haß zu bestärken und das Urtheil der Mutter zu rechtfertigen. Ich war 27, mein Bruder 19 Jahre, als mein Vater schwer erkrankte. Ich wußte es, daß er früher schon zu Gunsten dieses ein Testament gemacht hatte, nach welchem mein Stiefbruder die ganze Fabrik erhalten, ich dagegen mit dem Pflichttheil abgefunden werden sollte. Die Anverwandten meiner Mutter waren sämmtlich todt, mein bisheriger Vor-

mund, der Bruder der Stiefmutter, ein gewissenloser Mensch, war auf der Seite derselben und so war denn kein Zeuge vorhanden, der über die Mitgift meiner Mutter bestimmte Auskunft hätte geben können. Der Einzige der es wußte, mein Vater, hatte die Papiere hierüber vernichtet und was ich als zartes Kind gelegentlich von einer Verwandtin derselben, die bald nachher starb, erfuhr, konnte zu Nichts dienen, da mir alle Beweise fehlten. Als indeß der Vater sein Ende fühlte, gereute ihn seine sündliche Schwäche. Er fürchtete Gottes Richterstuhl und den Schwefelpfuhl der Hölle. Drum ließ er mich kommen. Seit sieben Jahren hatte ich die Schwelle des Vaterhauses nicht betreten. Ich wischte mir die Thränen aus den Augen, als ich in's Krankenzimmer trat, setzte mich, ohne die Mutter eines Blickes zu würdigen, voll tiefer Rührung neben das Bett des kranken Greises und küßte weinend seine welke Hand. Mit inniger Vaterliebe erwiederte er meinen kindlichen Gruß, sein Blick ruhte lange auf mir, seine Lippe schwieg und nur durch einen verständlichen Wink gebot er der Mutter, sich zu entfernen. Als sie zögerte, raffte er seine letzten Kräfte zusammen und befahl ihr, ihn mit mir allein zu lassen. Nun forderte er mich mit schwacher

Stimme auf, das Teſtament aus dem Schrank zu holen und es ſofort vor ſeinen Augen in den Windofen zu werfen, in welchem ein helles Feuer loderte. Ich beeilte mich, ſeinen Wunſch zu erfüllen. Tief aufſeufzend und meine Hand feſt an ſich preſſend, liſpelte er darauf: „nun kann ich ruhig ſterben, denn ich habe mein Unrecht wieder gut gemacht. Dir Martin kommt die Fabrik zu, denn von dem Vermögen Deiner Mutter habe ich ſie gekauft, wenn gleich mit Schulden; doch auch ſie ſind noch bei Lebzeiten derſelben abgetragen worden. Du ſollſt ſie daher beſitzen, doch Deinem Bruder und ſeiner Mutter geben, was ihnen zukommt. Allein vermeide dabei jeden Streit und Hader und vergleiche Dich mit Beiden in Güte. Verlaß die Mutter nicht, wenn ſie es auch nicht um Dich verdient haben ſollte.“ Ich fühlte es, daß dieſe Verſicherung des Sterbenden ohne Zeugen für mich von wenig Gewicht ſein werde und bat ihn, ſie vor dem Einen und Andern zu wiederholen. Allein ſeine Sinne umſchleierten ſich, die Zunge fing an zu lallen und mit einem leiſen Seufzer hauchte er in meinen Armen ſeine Seele aus.

Groß war das Aufſehen, als ſich nach ſeiner Beerdigung das Teſtament nicht vorfand und ich, die

Bestürzung der Stiefmutter benutzend, durch einen Notar in aller Form Besitz von meinem Erbe nahm. Die Verwandten derselben, der gewählte Vormund meines Stiefbruders tobten wie Besessene, als sie diesen verdrängt sahen. Vor sieben Zeugen hatte der Verstorbene das Testament niederschreiben lassen und nun war es verschwunden, verschwunden aus dem Schrank, in welchem die Mutter es noch vor Kurzem gesehen haben wollte. Ich mußte daher der schändliche Dieb sein. Doch vor Gericht erhärtete ich durch einen Eid, daß mich mein Vater kurz vor seinem Tode bei voller Besinnung, nach Fug und Recht zum Erben eingesetzt habe. Das lieber Stephan konnte ich mit gutem Gewissen thun. Allein ich schwur auch, daß ich von einem Testament Nichts wisse, und daß mein Vater es folglich schon früher eigenhändig müsse vernichtet haben. Ich that einen Meineid."

„Um Gott! Wie konntet Ihr das thun?" rief Stephan voll Entsetzen aus.

„Versetze Dich in meine Lage und Du wirst, wenn Du mich auch nicht entschuldigen kannst, doch meine That begreiflich finden. Der Richter legte mir die Frage vor, ob ich von dem Testament etwas wisse oder nicht? Ob mein Vater mit mir darüber geredet

und was er gesagt habe und ob das bewußte Dokument von ihm in meiner Gegenwart oder von mir vernichtet worden sei? Hätte ich auf diese Fragen schweigen wollen, so würde meine eidliche Versicherung, daß mein Vater im letzten Augenblick seine frühere Bestimmung widerrufen habe, nichts gegolten haben, da meine Stiefmutter bereit war zu beschwören, daß mein Vater schon mehrere Stunden vor seinem Tode nicht mehr bei klarem Verstande gewesen sei, was auch die Krankenwärterin zu bestätigen entschlossen war. Zwar würde auch sie in diesem Fall sich mit einem Meineid belastet haben, allein um meine Ansprüche und Rechte würde es sehr windig ausgesehen haben. Es kam indeß noch ein Umstand hinzu, der den Ausschlag gab und dies war mein unbegrenzter Haß gegen alle die, welche mir meine Jugend vergiftet und mich aus dem Vaterherzen verdrängt und namentlich gegen Stiefmutter und Bruder, die zehnmal meinen guten Ruf untergraben hatten. Jetzt konnte ich diesen glühenden Haß befriedigen und Rache nehmen. Es kostete viel — die Hoffnung einer ewigen Zukunft, allein es brachte auch viel, denn alle Ränke, die die Elenden schmiedeten, mich aus meinem Erbe zu drängen, waren vergeblich. Sie mußten die Fabrik

mit dem Rücken ansehen und da sie zu arm waren, um sich mit mir in einen weitaussehenden Proceß einzulassen, so nahmen sie den magern Vergleich an, den ich ihnen vorschlug und rächten sich dafür damit, daß sie fortfuhren, mich auf das Nichtswürdigste zu verläumden. Ich aber lachte dazu, denn ich stand am Ziel aller meiner Wünsche. Was ich nie geahnt hatte, war geschehen und ich fühlte mich unbeschreiblich glücklich. Darum faßte ich denn den redlichen Vorsatz, mich dieser unverdienten Gnade Gottes würdig zu machen. Ich wurde ein Wohlthäter hülfsbedürftiger Menschen, ein Vater der Armen, mildthätig gegen Kirche und Schule, ein fleißiger Kirchengänger und Bibelleser, milde und freundlich gegen meine Arbeiter und Untergebenen, allein ohne mir die Liebe und Achtung der Menschen erwerben zu können. Scheu wichen sie mir aus, als sei ich ein Cain und wenn ich auch ihr Urtheil über mich nicht hörte, so sah ich doch aus ihrem Verhalten gegen mich, daß sie mich für einen Meineidigen hielten, der unter dem Fluch Gottes stehe. Dazu kam, daß ich ein Verhältniß, worin ich früher mit einem Mädchen gestanden hatte, nun als Fabrikherr auflöste, weil ich den Unwerth desselben erkannte. Hedwig und dies ist Niemand

anders als die jetzige Kommerzienräthin und Gemahlin des Fabrikherrn, liebte mich innig und herzlich, so weit es ihre Gemüthsart zuließ, allein eben dieſe, ihr neidiſches und böſes, tückiſches Herz, das ich noch zu rechter Zeit kennen lernte, verbunden mit Stolz, Hoffart, Putzſucht und Habgier, ſtieß mich von ihr zurück und nöthigte mich, ein Band zu trennen, das ich als Jüngling im Rauſch der Leidenſchaft geſchloſſen hatte. Ich galt deshalb der Welt als ein Undankbarer, da ich in meiner früheren Lage von ihr mannigfache Unterſtützung erhalten hatte. Zu ſtolz, um eine nicht geringe von mir dargebotene Entſchädigungsſumme anzunehmen, doch tödtlich verletzt durch mein Zurücktreten, verkehrte ſie ihre Liebe in glühenden Haß, der auch dann fortloderte, als ſie einem wohlhabenden Kaufmann ihre Hand gab. Und auch dieſer verfolgte mich mit ſeinem Haß, da ich ihm ein Mädchen wegkaperte, um das er ſich ſeit längerer Zeit vergeblich beworben hatte. Meine gute Mariane mochte den aufgeblaſenen, rohen, ſelbſtſüchtigen und habgierigen Menſchen nicht leiden. Da ſie aber arm war und ihre Mutter ihn gern zum Schwiegerſohn gehabt hätte, ſo behandelte ſie ihn ſtets mit Artigkeit, und ließ ihn nicht ohne alle Hoffnung, bis ich ihr meine Hand

anbot. Da entſchloß ſie ſich raſch, ihrer Verlegenheit durch Erfüllung meines Wunſches ein Ende zu machen. Sie wurde mein Weib. Alles dies trug dazu bei, mich bei den Leuten verdächtig zu machen. Meine Frau aus armem Stande hatte wenige und niedrige Verwandte, die meinen guten Ruf nicht zu ſchützen vermochten, dagegen war Kaufmann Elzen und deſſen Frau mit vielen vornehmen und angeſehenen Familien verwandt, die der Verläumdung ein offenes Ohr liehen und mich, noch mehr aufgehetzt durch meine rachſüchtige Stiefmutter, in der Nähe und Ferne als einen vollendeten Böſewicht ſchilderten. Allein ich kümmerte mich wenig um das Gerede der Menſchen, wovon ich überdies nur das Wenigſte erfuhr, ſondern ging meinen ruhigen Gang, war fleißig und betriebſam, arbeitete mich mit jedem Tage mehr in mein Geſchäft hinein und hatte mein reichliches Brod, trotz dem, daß ich gern und mildthätig davon abgab. Indeß die Saat des Böſen geht auf, wie lange ſie auch im Boden verborgen liegt und was der Menſch ſäet, das muß er erndten. Es kam der ſiebenjährige Krieg und mit ihm fortdauernde Lieferungen, Einquartirungen, Brandſchatzungen und dergleichen. Alles dies griff meinen Wohlſtand an, der überdies durch das

Stocken im Geschäft, durch erschwerten Absatz und Mangel an den nöthigen Arbeitern litt. Und doch würde ich dies Alles überwunden haben. Aber eines Tages zogen sich Preußen und Oesterreicher in unsre Gegend und es kam hier zu einem blutigen Gefecht, wobei meine Fabrik in Flammen aufging. Mit starrem Entsetzen sah ich mein äußres und irdisches Lebensglück in Asche sinken. Denn wenn ich auch mein baares Geld rettete, so waren doch alle meine herrlichen Gebäude dahin. Zwar waren sie in einer Feuerkasse versichert, allein diese ersetzte mir meinen Verlust nicht, da sie nach ihren Gesetzen nicht verpflichtet war, einen Brandschaden zu vergüten, der durch Feindeshand während eines Krieges verursacht wurde. Ein dunkles Gerücht machte meinen Stiefbruder zum Brandstifter, was nicht unmöglich war, indem derselbe seit längerer Zeit in einem preußischen Freikorps diente, das an dem Gefechte Theil genommen hatte. Mochte ich auch diesem Gerüchte keinen Glauben schenken, da mir das Verbrechen zu teuflisch erschien, so wirst Du doch gleich hören, wohin Haß und Rache führen kann."

„Mit dem Rest meines Vermögens zog ich in die Stadt und suchte mich ehrlich zu ernähren, wobei ich

sehnlichst auf den Frieden hoffte. Er kam 1763 und rasch legte ich Hand an's Werk zum Wiederaufbau des Zerstörten. Da ich Kredit hatte, so erhoben sich in kurzer Zeit die Gebäude aus ihren Trümmern und ich faßte neuen Muth. Zwar stürzte ich mich dadurch in tiefe Schulden, allein ich hoffte, durch Fleiß und Klugheit mit der Zeit wieder zu dem alten Wohlstand zu gelangen, da ich überzeugt war, mein Hab' und Gut nicht mit Unrecht zu besitzen. Doch darin hatte ich mich sehr geirrt. Eines Abends, der Bau war fast vollendet, machte ich noch einsam durch die Gebäude die Runde, als plötzlich aus einem Flügel, wo die Tischler arbeiteten und Massen von Hobelspänen aufgethürmt lagen, die helle Flamme schlug. Besinnungslos stürzte ich näher, als Jemand pfeilgeschwind vorüber rannte und im Dunkel des Gartens verschwand. Doch der Gedanke, den vermeinten Brandstifter ergreifen zu können, gab mir Windesflügel. Begleitet von meinem Hund, einem kräftigen Thier, stürzte ich hinterher und mein Tiras faßte den Kerl in dem Augenblick am Rock, wo er über einen Graben springen wollte. Er riß ihn nieder und eh er sich losmachen und von neuem den Sprung thun konnte, hatte ich ihn bei der Kehle gepackt. Gott im Himmel, es war

mein Stiefbruder. Im Gefühl seiner Schuld — denn man fand bei ihm Schwefel, Schwamm und Harz, — flehte er zu meinen Füßen mit dem jämmerlichsten Gewinsel, ihn nicht unglücklich zu machen; seine Mutter habe ihn so lange aufgewiegelt und gereizt, bis er sich zu der bösen That entschlossen habe, ich möchte ihn daher laufen lassen, Gott werde ja das Uebel noch abwenden und der Flamme Einhalt thun. Ich schwankte, denn der Elende war mein Bruder, allein in demselben Augenblick röthete sich der Himmel. Bei dem starken Winde, der sich plötzlich erhob, warf sich die Flamme bald über das Sparrwerk des Gebäudes und überall bei dem Mangel an Fenstern und Thüren und dem dadurch entstehenden Luftzug Nahrung findend, verbreitete sich das Feuer in wenig Minuten über die ganze Fabrik. Die Leute in der Stadt, die mir nicht wohl wollten, bezeigten sich sehr träge und saumselig und eh sie sich draußen versammelt hatten und endlich die Sprützen kamen, war jede Hoffnung der Rettung dahin. Wie hätte ich den Urheber dieses Unheils entschlüpfen lassen können! Er wurde vielmehr, trotz alles Gewinsels, dem Gericht übergeben, gestand seine verbrecherische That sogleich, und später auch, daß er schon während jenes Gefech-

tes, mit mehreren Andern seines Gelichters die Gebäude in Brand gesteckt habe und erlitt die Strafe seiner Missethat — auf dem Hochgericht. Seine Mutter verfiel von der Zeit an in eine unheilbare Schwermuth und eines Tages fand man ihren Leichnam im Mühlenteich. So hatte ich denn allerdings eine vollständige Genugthuung erhalten, allein sie brachte mir keinen Segen. Gottes Fluch hatte mich getroffen und wer einmal damit gezeichnet ist, der sinkt früher oder später in den Abgrund des Verderbens. Bei mir kam dieser Zeitpunkt sehr bald, denn ich war durch diesen zweiten Brand zum Bettler geworden. Nach vollendetem Aufbau wollte ich die Gebäude in irgend einer Feuerkasse versichern. Als sie niederbrannten, war es leider noch nicht geschehen. Meine Gläubiger wurden betrogen und ich verließ den dampfenden Schutthaufen mit den Meinigen, von Allem entblößt, und mich und sie der Dürftigkeit Preis gegeben. Ach Stephan, welche Nacht, als ich meine Kinder an der Hand in der Stadt einen Zufluchtsort suchte und keinen fand! Mit welchen Gefühlen blickte ich zum Himmel auf, der die gräßliche That zugelassen hatte! Mit welcher Verzweiflung starrte ich in die dunkle Nacht meiner Zukunft hin, und wie erbebte mein Herz, als

ich des zweiten Gebotes gedachte! Ach, ich hatte den Namen Gottes gemißbraucht. Ich hatte eine Lüge beschworen. Mit Entsetzen hörte ich in meinem Innern den Ausspruch der Schrift: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.“ Nieder warf ich mich auf den kalten, feuchten Boden und flehte Gottes Barmherzigkeit herab, und wenn nicht für mich, so doch für meine Kinder, die des Vaters Missethat mitbüßen sollten. Allein mein Gebet erquickte mich nicht. Es war mir, als schied mich eine weite Kluft von Gott, und als sei diese Nacht nicht das Ende, sondern der Anfang meiner Leiden, die ich durch die finstere Nacht in gespenstischer Riesengröße auf mich zuschreiten sah.

Den Bauplatz, wo mein Glück in Asche lag, kaufte bald darauf der Kaufmann Elzen, der während des siebenjährigen Krieges ein reicher Mann geworden war und nach zwei Jahren stand die verhängnißvolle Fabrik von neuem da. Elzen zog aus der Stadt hinaus, um sich seinem neuen Geschäft ganz zu widmen und weil ich gründliche Kenntniß desselben besaß, so hoffte ich, mein Kummerleben werde eine günstige Wendung nehmen und eine Anstellung in der Fabrik werde mir nicht entgehen. Ich ging den sauern Gang, um ihn

darum zu bitten. Finstern Blickes hörte er mich an, er kämpfte mit sich selber, doch die Klugheit und der Eigennutz ließen ihn seine Abneigung gegen mich überwinden und ich wurde als Aufseher über die Arbeiter angestellt. Allein die Freude währte nicht lange. Mit rastlosem Fleiße arbeitete er sich in sein Geschäft hinein und schon nach zwei Jahren war ich ihm als Aufseher überflüssig und mußte es mir gefallen lassen, zum bloßen Tagelöhner und Arbeiter degradirt zu werden, denn der Schein von Aufsicht, der mir gelassen wurde, schützte mich weder vor Kränkungen und Erniedrigungen jeglicher Art, noch vor Nahrungssorgen. Ach Stephan! was habe ich in jener Beziehung geduldet! Das rohe und tückische Weib, das sich Frau Kommerzienräthin nennen läßt, empfing mich mit einem Hohn, der mir das Herz zerriß und behandelte mich mit einer Verachtung, die selbst dem Rohsten meiner Mitarbeiter das Blut in's Gesicht trieb. Sie nannte mich nicht bloß „Er" — was ich ihr gern verziehen hätte, sondern trug mir, um mich recht zu demüthigen, oft die niedrigsten, schmutzigsten Arbeiten des Hauses auf, die gar nicht zum Geschäft gehörten und der Satan lachte aus ihren höhnisch verzerrten Zügen, wenn sie mich vor Wuth

erbleichen sah. Alles dies ertrug ich schweigend, weil von meiner Ergebung und Gelassenheit das Schicksal der Meinigen abhing. Zehnmal hatte ich in der Stadt ein anderes Unterkommen gesucht, allein ich hatte hier mit dem Vorurtheil und dem Haß zu sehr zu kämpfen, als daß es mir geglückt wäre. So blieb mir denn nichts übrig, als still und gelassen die Strafe des Himmels hinzunehmen. Und er selbst gab mir die Kraft dazu, mein stürmisches Blut zu besänftigen. Aus diesem Buche hier schöpfte ich Trost, Muth und Freudigkeit und zufrieden legte ich mich zum Schlummer nieder, wenn ich Weib und Kinder froh und gesund sah. Ach, es kamen schon wieder Tage und Stunden, wo ich glaubte, daß die Prüfung des Himmels ihrem Ende nahe sei und daß bald eine glücklichere Zukunft für mich anbrechen werde. Allein dieser strenge und anhaltende Winter nach einer so beispiellosen Mißerndte lag außer meiner Berechnung. Seit ihm beginnt mein Elend, da ich nicht so viel verdienen kann, als ich zum Unterhalt der Meinigen gebrauche und der Kommerzienrath mir überdies erklärt hat, wenn ich nicht für weniger Lohn arbeiten könne, so müsse er mich in diesen schweren Zeiten entlassen. O der Unmensch! Gerade diese schwere

Zeit, die den Armen so niederdrückt, sollte sein Mitleid steigern. Erhöhen sollte er den Lohn bei der immer steigenden Noth und der Barbar schmälert ihn. Aber er weiß es, daß wir ihm dienen müssen, um nicht zu verhungern; er weiß es, daß namentlich ich nirgends sonst als Handlanger und Taglöhner ein Unterkommen finde und mir jede auch die schlechteste Behandlung gefallen lassen muß; er weiß es, daß meine Mariane, diese fleißige Spinnerin und Wäscherin, jetzt nichts verdienen kann, da jede Familie entbehrliche Ausgaben scheut, und darum beugt er mich noch tiefer zur Erde und wird es so lange thun, bis die zu stark angespannte Saite reißen wird. Ich will ihm nicht fluchen, aber Gott, der Alles sieht und weiß, wird auch ihn finden und einst Rechenschaft von seinem Haushalt fordern!"

Schweigend und in ängstlicher Spannung hatte Stephan diese Mittheilungen Simons aus seinem Leben angehört. Jetzt, nachdem dieser damit zu Ende war, sagte er: „nun kann ich mir freilich den Haß unsers Brodherrn erklären, so wie das Gerede der Leute über Euch. Sie halten Euch für einen bösen Menschen, dem sein Recht geschehe."

„So wie überall, so ist es auch hier;“ versetzte Simon mit düsterem Blicke — „es darf nur Jemand von einem schweren Schicksal getroffen werden, so wittern die Menschen in ihrer Lieblosigkeit auch sogleich schwere Versündigung. Es ist ihnen undenkbar, daß einem Unschuldigen so viel Leid und Trübsal werden könne. Ihr Glaube an die höchste Gerechtigkeit setzt eine Schuld voraus, die gebüßt werden müsse. Leiden sind Strafen. Darum fragten ja auch einmal die Jünger des Herrn: „Meister, wer hat gesündigt, dieser, oder seine Aeltern, daß er ist blind geboren?“ — Und so fragen die einfältigen Menschen noch immer.“

„Nun?“ sagte Stephan, „Ihr werdet Euch doch wohl nicht unschuldig nennen?“

„Was ich gethan“ erwiederte Simon — „das haben Tausende, haben Millionen verübt, ohne Strafe zu empfangen. Sie haben Gelübde gethan, und sie gebrochen, Eide geleistet und sich eine Hinterthür offen gelassen, haben ihrem Hasse und der Rache gefröhnt und sich äußerlich als Engel gebehrdet und es ist Nichts darnach erfolgt. Mich dagegen verfolgt ein schwarzes Verhängniß, das ich durch keine Reue, keine Besserung zurückhalten kann. Und eben darum ist

mein Glaube dahin.“ Er bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen und sprach dann dumpf in sich hinein: „O meine Kinder! Daß ihr Schuldlosen mit mir leiden müsset, das bringt mich zur Verzweiflung. Ach, ändert sich nicht bald euer bejammernswerther Zustand, so“ — „stehe ich für Nichts“ — wollte er hinzusetzen. Allein er verschluckte diese Worte, denn so eben trat seine Mariane in die rasch geöffnete Thür und setzte mit heiterem Gesicht eine Flasche, ein Töpfchen und einen Korb nieder, umdrängt von den Kindern, die plötzlich wach geworden, schreiend herbeistürzten und neugierig die mitgebrachten Schätze beäugelten.

„Gottlob“ sagte sie. „Ich bringe etwas. Die Armen haben mir gereicht, was die Reichen verweigerten. Hier im Korbe sind tüchtige Brodrinden, zwar sind einige schon geschimmelt, allein das schabe ich ab. Hier in der Flasche sind Bierneigen und von Mutter Martha am Thore habe ich dies Töpfchen mit Honig erhalten. Das soll morgen früh eine vortreffliche Biersuppe für die Kinder geben.“

„Und für Dich Mariane? und für mich?“ fragte Simon bitter lächelnd.

„Ei, lieb Männchen," verſetzte ſie leiſe, „für mich bleibt wohl noch ein Reſt im Napfe übrig. Für Dich aber habe ich auch etwas mitgebracht." Sie holte aus der Taſche ein Franzbrod hervor. „Es iſt von dem Vetter Philipp. Er kämpfte lange mit ſich, endlich aber, als ich ſo dringend bat und mir die Thränen in die Augen traten, holte er das Brod hervor."

„Der elende Filz" ſagte Simon zu Stephan. „Ich habe ihn zum Mann gemacht. Vor zwölf Jahren ranzionirte er ſich aus öſterreichiſcher Gefangenſchaft und bettelte bei mir. Da ich mit ihm weitläuftig verwandt bin, nahm ich mich ſeiner an, empfahl ihn einem alten Freunde, einem Bäcker als Geſell, kleidete ihn vom Kopf bis zur Sohle und gab ihm Vorſchuß, als er ſpäterhin freite und ſich als Meiſter niederließ. Dafür giebt mir der dankbare Menſch ein angebranntes und mißrathenes Brod, für das ſich kein Käufer hat finden wollen. Für mich iſt es gut genug, denn ich bin an den Bettelſtab geſunken." Zornig ſchleuderte er das Brod gegen die Wand. Während Stephan ihn deshalb ſtreng tadelte, hob Mariane das Brod auf und ſagte, dem Erhitzten die Wange ſtreichelnd: „ſei nicht ſo böſe Simon! die

Zeiten sind schwer. Wer weiß, die wievielste Gabe es ist, die der Vetter heute schon gespendet hat. Und es ist ja doch gutes ausgebackenes Brod, das Dir nichts kostet. Iß es und fasse Muth für morgen."

Stephan aber erhob sich und eine Thräne abwischend, nahm er sich vor, seinen Wochenlohn der armen Familie zu schenken. Jung und rüstig wie er war, hatte er die Noth noch nie so sehr in ihrer entsetzlichen Wahrheit gesehen. Er selbst war trotz der Theuerung noch nie hungrig zu Bette gegangen. Ein froher Sinn belebte ihn und gab ihm sogar in diesem bösen Winter den kecken Muth, um ein junges Mädchen zu freien und kommenden Frühling einen eigenen Heerd zu gründen. Indem er Simon gute Nacht wünschte, gab er ihm treuherzig die Hand und sagte noch in der Thür: „Bald hätte ich noch Eins vergessen; Simon, verkaufet die Bibel noch nicht. Es ist eine Sünde. Gottes Wort muß man im Hause behalten oder sein Segen zieht mit ihm von dannen. Wer weiß, wie sich noch Alles macht. Gedenket des schönen Spruches: „Die rechte Hand des Höchsten kann Alles ändern."

Allein Simon hörte nicht auf die fromme und gute Ermahnung. Er war bereits verstockt und eisig

wie der Winter draußen, war der Unglaube in sein Herz gezogen und hatte über seine heiligsten Gefühle eine undurchbrechliche Rinde gelegt. Zwar versuchte sein frommes, sanftes Weib dieselbe zu lösen. Liebkosend umfaßte sie ihn in der Frühe des andern Morgens und bat ihn, die Worte des Freundes zu beherzigen und Gott zu vertrauen. Doch der Anblick seiner bleichen und abgezehrten Kinder, seines an einem unheilbaren Uebel leidenden ältesten Knaben, seines kränkelnden, siechen Weibes, das den Wurm verbarg, der an dem Mark seines Lebens nagte, blies den schwachen Funken eines besseren Gefühls wieder aus und kaum erlaubte ihm der folgende Mittag eine Freistunde, als er die Bibel unter dem Arm, zu einem Antiquar ging, um seinen Gulden dafür zu lösen. Allein der Mann war krank und ließ sich nicht sprechen und seine Frau bezeigte keine Lust, sich in einen solchen Handel einzulassen. Noch an zwei anderen Orten klopfte er vergeblich an. Er mußte vielmehr harte Vorwürfe hören, ein solches Buch veräußern zu wollen und fand endlich an einem Trödler, einem Juden, einen gefälligen Abnehmer, der für wenige Groschen das theure Buch erhielt. Rasch eilte er damit zu Fleischer und Bäcker und brachte Lebensmittel

für seine hungrigen Raben mit, die der Herr nicht speisen wollte. War nun aber auch für heute der Noth gewehrt, wovon sollte er morgen und übermorgen die Hungrigen ernähren? Diese Frage, auf die er keine Antwort wußte, beklemmte seine Brust und mit Tücke im Blick ging er am Nachmittag an seine Arbeit. Auch Elzen war in böser Stimmung und empfing ihn im Beisein mehrerer Arbeitsleute mit Scheltworten und Vorwürfen, daß durch seine Nachlässigkeit mehrere Gebinde Garn verdorben seien. Simon vertheidigte sich im Gefühl seiner Unschuld und berief sich auf seine Mitarbeiter, doch der Fabrikherr donnerte ihn mit den Worten an: „Alter Schlingel, hat er nicht so viel Respekt vor seinem Herrn, daß er den Deckel lüftet, wenn ich mit ihm rede?“ und begleitete diese Worte mit einem solchen Schlage, daß ihm die Mütze vom Kopf flog und die grauen Haare auseinanderstoben. Das war Simon noch nie widerfahren. Seine Augen sprühten Flammen, doch er mäßigte sich um der Kinder willen und hob zitternd vor Wuth aber schweigend seine Mütze auf. Doch hiemit noch nicht zufrieden verbot ihm Elzen jedes Muckſen, nannte ihn einen faulen Esel über den Andern und kündigte ihm die Arbeit auf, indem er den Wochenlohn für

den durch ihn erlittenen Schaden zurückzuhalten erklärte. Wie ein Träumender starrte Simon den Unmenschen an, dann krampfhaft lächelnd und zur Leiche erbleichend wankte er nach Hause, wo er seine Frau gerade beschäftigt fand, seinem einem Töchterchen den Rücken mit Branntwein zu waschen. Beide erzählten ihm unter Thränen, es sei vom Bettelvogt gemißhandelt worden, als dasselbe vom Mitleid für die noch jüngeren Brüder getrieben, die Barmherzigkeit der Menschen angefleht habe. Auf Marianens Frage, was ihn nach Hause führe, erzählte er dem bestürzten Weibe das Unglück, das von Neuem über sie Alle hereinbreche und sank erschöpft und niedergeschmettert auf einen Schemel hin. Keine Thräne kam in sein Auge, dagegen durchwühlten die gräßlichsten Gedanken und Vorsätze, Flüche und Verwünschungen seine aus allen Fugen gerissene Brust. Wohin er seinen Blick warf, schloß sich ihm der Weg zu. Ueberall trat ihm die Menschheit feindselig, roh, grausam und gefühllos entgegen und schleuderte ihn in sein Elend zurück. Zwar versuchte es Mariane noch einmal, den bösen Geist in ihm zu bannen, und ihm neue Hoffnungen einzuflößen, allein ungläubig lachte er, als sie sich anschickte, selbst nach der Fabrik zu gehen, um das harte

Herz des Kommerzienrathes zu rühren und ward um so verstockter, als sie bald darauf mit niedergeschlagenem Herzen zurückkehrte und weinend erzählte, wie höhnisch die stolze Frau sie abgefertigt habe. — Fest stand bei ihm von nun an der Entschluß, sich einen Ausweg aus seinem Elend zu ertrotzen und zu erzwingen. Die zu stark angezogene Saite war gerissen und mit ihr die Achtung vor Gottes Gebot.

Kaum war sein Weib an seiner Seite eingeschlummert, als er beim Anbruch der Nacht sich aus seiner Wohnung schlich, um durch einen Einbruch Brod für die Seinigen zu gewinnen. Er wählte dazu die hinter der Fabrik einsam gelegene Mühle, wo er theils mit der Oertlichkeit bekannt war, theils bedeutende Vorräthe vermuthete, die ihm den Diebstahl in ein milderes Licht stellten. Um sich einen großen Umweg zu ersparen, schlich er durch die dunklen Gänge des großen Fabrikgartens, und hatte ihn fast hinter sich, als plötzlich in seiner Nähe ein kräftiges „Wer da?" erschallte. Schweigend drückte er sich in eine Ecke, doch er war bereits bemerkt worden; raschen Schrittes trat Jemand auf ihn zu und eh' er fliehen konnte, sah er sich von einem starken Arm festgehalten, während dieselbe Stimme ihr „Wer da?" wiederholte.

Simon fiel ein Stein vom Herzen, denn die Stimme gehörte Stephan.

„Um Gottes Willen verrathe mich nicht," rief er ihm zu „und laß mich meine Wege gehen."

„Wohin in dunkler Nacht," fragte Stephan voll Angst. „Simon, Ihr habt Böses im Sinn."

„Nein, bei Allem, was Dir heilig ist! Mich treibt bloß die Vaterliebe. Ich kann die Kinder nicht länger hungern sehen Was ich will, verdammt nur das Gesetz, aber das Herz nicht. Drum überlaß mich meinem Schicksal und verrathe mich nicht."

Doch Stephan zerrte ihn freundlich mit sich fort und suchte bessere Gedanken in ihm zu wecken, indem er darauf hindeutete, daß er ihm gewiß nicht durch Zufall, sondern durch Gottes Fügung begegnet sei und daß er diesen Fingerzeig desselben beherzigen möge. Gedankenlos ging Simon neben ihm und versprach Besserung, doch kaum schieden ihre Wege sich, als er mit Windeseile zurückflog und bald sein trauriges Ziel erreicht hatte. Leicht wurde ihm der Raub eines mächtigen Brodes, mit dem er befrachtet seinen Rückweg unbemerkt antrat. Glücklich gelangte er mit seiner Beute in seiner Wohnung an, wo ihn Mariane bereits vermißt hatte und Arges fürchtend, in Thränen

sich badete. Doch was die Gattin und Christin verdammte, entschuldigte und verzieh die Mutter und erquickte sich schon im Geiste an der ausgelassenen Freude, womit die Kinder beim Erwachen das schöne Brod begrüßen würden. Früh weckte diese der Hunger, doch die Mutter schnitt geschäftig das Brod an, und vertheilte es, indem sie den Kindern erzählte, ein frommer Christ habe es ihnen noch am Spätabend geschenkt. Zwar erpreßte diese Lüge ihr bittere Thränen, allein sie wußte sich nicht zu helfen, da sie den Kindern ja doch die Wahrheit nicht gestehen durfte.

Noch labte sie sich an den fröhlichen Mienen derselben und ihrem kindischen Geschwätz, als ihr Wirth hastig die Thür aufriß und mit der Neuigkeit in's Zimmer drang, es sei diese Nacht der Kommerzienrath mit mehreren Messerstichen ermordet worden. Diese Worte fuhren wie ein zuckender Wetterstrahl in Simons Brust und weckten ihn aus seiner Erstarrung auf. Jedoch wußte er, während Mariane zitternd und bebend keiner Antwort mächtig war, die nöthige Fassung zu erkünsteln und den arglosen Berichterstatter mit möglichster Unbefangenheit auszufragen. Doch kaum waren Beide allein, als Simon mit dem Ton der Verzweiflung ausrief: „Dieser Mord wird auf

meine Rechnung kommen. Ich ahne es, daß ich verloren bin.“ Haſtig zerrte er die Frau in die Kammer und ſagte: „Mariane, wie es auch mit mir enden mag, Dir gebe ich hiemit die feierliche Verſicherung, an der Greuelthat völlig unſchuldig zu ſein. Nichts mache Dich irre in dieſem Glauben. Ich ſehe bereits die nackten Kerkerwände vor mir und Ketten und Bande, und die entſetzliche Folterbank, allein wie mich ein auf ihr erpreßtes Geſtändniß verdamme, Du Mariane halte feſt an Deinem Urtheil über mich, daß ich zwar für die Kinder zum Diebe, aber nicht zum Mörder herabſinken konnte.“

Das bleiche Weib hing ſchlaff und einer Ohnmacht nahe in ſeinen Armen, und lispelte endlich: „Simon, wohin iſt es mit uns gekommen! Doch — ich vertraue Deinem Worte. Nein, es klebt kein Blut an Deiner Hand. Doch eben deshalb, warum fürchteſt Du für Dich?“

Nun erzählte Simon ihr, daß Stephan ihm auf ſeinem nächtlichen Gange begegnet ſei, und daß er zwar einen Brodiebſtahl, aber nicht einen Mord verſchweigen werde, um ſich nicht fremder Sünde theilhaftig zu machen, daß er folglich auf ihn den erſten Verdacht lenken werde, und daß derſelbe um ſo

natürlicher und gerechter erscheine, als es Jeder wisse, was zwischen ihm und Elzen gestern Nachmittag vorgefallen sei. Man werde in der Unthat nichts als das Werk des Hasses und der Rache erblicken. Er sei daher auf das Schlimmste gefaßt, doch tröste ihn sein gutes Gewissen.

Schon nach einer peinlich hingebrachten Stunde geschah, was er befürchtet hatte. Zwei Gerichtsdiener traten in die Stube und befahlen Simon, mit kalter Strenge, ihm sofort zu folgen. Innig umfaßte er Marianen und flüsterte ihr zu: „ich wiederhole was ich gesagt. Was Du auch über mich und von mir hören wirst, glaube nie an meine Schuld.“ Ruhig und auf seine Unschuld trotzend ließ er sich darauf von den Schergen in die Mitte nehmen und ohne das Volk, das sich Gruppenweise auf den Gassen zusammengefunden hatte, eines Blickes zu würdigen, trat er mit festem Muth vor seine Richter hin und betheuerte seine Unschuld. Mit ungekünstelter Beredsamkeit und einer Würde, die ihn in dem Augenblick so schmachvoller Erniedrigung über seinen Stand erhob, ergoß er sich über sein früheres Leben, seinen gesetzmäßigen tadellosen Wandel, die Werke des Guten, die er geübt habe, so wie über den grauenhaf-

ten Wechsel seines Geschickes, das ihn nieder in den Staub gebeugt habe, doch versicherte er, daß es ihn nicht so tief habe sinken lassen, um seine Hände mit Blut zu beflecken. Er sei allerdings von seinem Brodherrn auf das Ungerechteste gekränkt und gemißhandelt worden, allein nie sei es ihm in den Sinn gekommen, eine so blutige als thörichte Rache zu nehmen, die ihn ja nothwendig in's Verderben stürzen müsse.

Seine Richter gingen aber auf diese Versicherungen nicht ein, sondern legten ihm mit forschenden Blicken ein blutbeflecktes Messer vor und fragten, ob er es für das seinige erkenne.

Simon erblaßte, denn schon ein flüchtiger Blick überzeugte ihn, daß es das seine sei. Doch fürchtend, daß hier die Wahrheit ihn nothwendig verdächtig machen müsse, verleugnete er es, ohne zu bedenken, wie sehr er sich dadurch schadete. Denn kaum hatte der Gerichtsdiener das Messer Simons Frau und Kindern mit der Frage gewiesen, ob sie dasselbe wohl kenneten, als diese aus einem Munde riefen „es ist des Vaters Messer," und dies bestätigte auch die Mutter mit großer Unbefangenheit. Auf ihre Frage, welche Bewandniß es hiemit habe, sagte der Diener: „ei nun, mit die-

Mühle hatte er aus Vorsicht unternommen, um Weib und Richter zu täuschen und von der Spur abzulenken. — So stellte sich dem Gericht die Unthat vor und es fehlte bloß noch das Geständniß.

Doch wie leicht war dies in jenen Zeiten zu erpressen, wo die Folter nur in einzelnen Reichen Deutschlands abgeschafft war, in andern aber noch in ihrer ganzen grauenvollen Bedeutung galt! Da der Verbrecher in den Augen seiner Richter ein verstockter Bösewicht war, der überdies bereits enien nächtlichen Einbruch gestanden hatte, so schritt man sofort zur Tortur, und legte dem Unglücklichen Daumschrauben an, die ihm das Blut aus den Nägeln trieben. Doch der starke Wille des Beschuldigten siegte Tagelang über die Angriffe gefühlloser Grausamen, bis der Arzt erklärte, man müsse dem aus allen Fugen gerissenen Körper einige Ruhe vergönnen, ehe man zu neuen und schärferen Mitteln sich genöthigt sehe.

In diesen Tagen der Erholung war es, als ein Fremder, der sich als Reisenden eines bedeutenden Handlungshauses auswies, die Erlaubniß erwirkte, den Gefangenen in seinem Kerker besuchen zu dürfen. Simon raffte sich von seinem Schmerzenlager empor, als zur ungewöhnlichen Stunde die Riegel seines

Gefängnisses wichen und an der Seite seines Wächters ein Fremder eintrat und starrte ihn als eine gespenstische Erscheinung an, als derselbe ihn mit dem Zweck seines Besuches bekannt machte. Es theilte ihm dieser nämlich mit, daß er von einem Handlungshause aus Frankfurt a. M. den Auftrag erhalten habe, ihm 45 Thlr. gegen Quittung einzuhändigen, wobei er es sehr bedauerte, daß er ihn in einer solchen Lage finde, die es ihm verbiete, diese Summe selbst in Empfang zu nehmen. Zu seinem Leidwesen habe er auch gehört, daß seine Frau in strenger Haft gehalten werde und daß seine Kinder in verschiedenen Familien untergebracht seien, so daß also jetzt nichts Anders übrig bleibe, als die gedachte Summe dem Gericht zu überliefern.

Der Unglückliche traute seinen Ohren nicht, und war wie vom Donner gerührt. Auf seine schüchterne Frage, wie er, der von Gott und der Welt Verlassene zu einem so vornehmen Schuldner in einem so fernen Orte komme, bemerkte der Fremde, daß derselbe, früher ein herumziehender Glashändler, vor 15 Jahren in dieser Gegend bestohlen worden und dadurch in die bitterste Noth gerathen sei; daß er sich voll Vertrauen an ihn, den damals wohlhabenden Besitzer der Fabrik

gewandt und ihm seine Noth an's Herz gelegt, auch von ihm 25 Thlr. als Anleihe erhalten und dagegen angelobt habe, seinem edelmüthigen Helfer die angeliehene Summe in kleinen Pösten treu und redlich abzutragen, falls ihm Gott wieder zu Brod verhelfen solle. Doch entfernt aus dieser Gegend und im Drang eines geschäftvollen Lebens habe er die Rückzahlung von einer Zeit zur andern verschoben und nachmals durch glückliche Wagnisse zu Reichthum und Ehren gelangt, die Kleinigkeit vergessen, bis neuerdings eine langwierige Krankheit ihm das Gewissen gerührt und den festen Entschluß abgenöthigt habe, sofort nach seiner Genesung seinem Wohlthäter gerecht zu werden und das Capital sammt den Zinsen abzutragen.

Simon, der sich sogleich jenes Vorfalls deutlich erinnerte, wagte es nicht, dem Fremden zu antworten, denn ihn hatte Gott geschlagen. Aus dem Dunkel der Nacht hatte sich seine Hand bereits gegen ihn ausgestreckt, als er sie noch in frevelndem Unglauben bezweifelte. Zu seiner Rettung war Alles in der Zeit eingeleitet, in der er sein Gottvertrauen von sich werfend in strafbarer Selbsthülfe einen Ausweg ertrotzte und sich mit Blindheit schlug. Gott hatte

bereits gnädig verziehen, als er sich von ihm verlassen glaubte. Für seine Kinder, die er leidenschaftlich liebte und deren Noth ihn auf die Bahn des Verbrechens trieb, war bereits gesorgt, als er sie und sich dem Verderben Preis gab. — Dieser Gedanke hatte etwas so Zermalmendes, daß er unter dem Gewicht desselben erlag. Er war gerettet, wenn er sich seinen Glauben erhielt. 45 Thlr. waren für ihn eine so bedeutende Summe, daß er durch sie versorgt, ruhig den Frühling abwarten konnte, der günstigere und bessere Tage verhieß. — Jetzt war nun Alles dahin und jede Hülfe kam zu spät. Sein Diebstahl hatte das Wort „schuldig" über ihn ausgesprochen und er fühlte es, sein Körper müsse der Folter erliegen, wenn sie nur noch ein einziges Mal bei ihm angewandt würde. Voll Verzweiflung warf er sich daher nieder und jammerte zu Gott auf, daß er, so wie einst den Pharao, so auch sein Herz verstockt habe und so ward der Schmerz seiner Reue zu einer neuen Sünde.

Still und innig bewegt schlich sich der verhängnißvolle Bote aus dem Kerker fort und bereute es, den Unglücklichen durch seine Mittheilung noch elender gemacht zu haben. Doch sie hatte denn doch das Gute, daß Simon, nachdem er sich gesammelt hatte, seinen

ſündlichen Zuſtand erkannte, und ſich mit Gott verſöhnte, von deſſen Vatertreue er den Beweis erhalten hatte. Allein wie ſein Leib, ſo blieb auch ſein Gemüth zerſchlagen; das geknickte Rohr richtete ſich nicht wieder auf. Seine Reue nagte an dem Mark ſeines Lebens und verfinſterte ſeinen Geiſt. Nicht wenig trug dazu die Härte bei, womit er behandelt wurde. So viel er darum flehte, — man verſagte ihm den Genuß und Troſt, ſein Weib und ſeine Kinder zu herzen und auch dann noch, als Mariane ſchwer erkrankte. Die Arme ſchon durch Sorge, Mangel und Herzeleid Jahrelang erſchöpft und in ſich zerriſſen, vermochte nicht dieſen neuſten Angriffen auf ihr innerſtes Leben lange zu widerſtehen, ſo gläubig ihr Gemüth auch war. Der ſchwache Körper erlag im Kampfe, den Gatten- und Mutterliebe zu beſtehen hatte und bald war der zarte Lebensfaden zerriſſen und ihre Seele eilte ſchöneren Gefilden zu. Auch der älteſte Knabe ſtarb bald darauf an ſeinem unheilbaren Uebel, während die übrigen Kinder an die Sorge roher Menſchen gewieſen waren.

So von allen Seiten beſtürmt und betäubt durch die Schläge des Schickſals, die, wie es ihn dünkte, ſchlechthin ſeinen Untergang wollten, gab ſich endlich

der Unglückliche ſelbſt auf und entſchloß ſich, denſelben durch eine Lüge zu beſchleunigen, hoffend, Gott werde ſie ihm vergeben und ihm deshalb nicht ſeinen Himmel verſchließen. Ohne eine neue Tortur abzuwarten, erklärte er vor Gericht, daß er der Mörder Elzens ſei und bat, ihm recht bald ſein Urtheil zu fällen, damit er von allem Uebel des Leibes erlöſt werde. Und das mitleidige Gericht war raſch mit ſeinem Urtheil fertig und erkannte ihm die Strafe des Schwertes, die von einem höheren Gerichtshof beſtätigt wurde.

Schon hatte ſich der Grimm des ewig langen Winters gelegt, ein ſanfter Frühlingshauch wehte über die erſtarrten Felder und rief das verborgene Leben im Schooß der Natur zu neuem Erwachen auf. Die Boten des Lenzes, Storch und Schwalbe kamen zurück und die Menſchen, zu neuer Hoffnung belebt, legten kräftig Hand an's Werk, um alle Spuren der erlittenen Leiden zu ebenen und das Verlorene zu erſetzen. Auch der Verlaſſenſte und Dürftigſte faßte wieder Muth. Freundlich dehnte ſich vor ſeinem Blick das Leben mit ſeinen Gütern aus und der milde Strahl der Sonne thaute auch das Herz des Zweiflers auf. Nur für Simon war jede Erdenhoffnung dahin und nach wie vor lag ſein Leben unter einer Eisrinde

erstarrt. Eine dumpfe Stille, die des Grabes, wohnte in seiner jeder sanfteren Regung und jedem Gefühl der Liebe verschlossenen Brust. Der giftige Stachel der Reue, der Selbstanklage furchtbarer Schlangenbiß und das fressende Gift des Menschenhasses durchwühlten sein Inneres und nur der Gedanke, bald zu seinem treuen und theuern Weibe zu kommen und mit ihm in einer schöneren Welt wieder vereinigt zu werden, erpreßte seinem Auge eine spärliche Thräne und wurde zu einem milden Frühlingshauch, der über Gräber streicht. Geistlichen Zuspruch entschieden ablehnend, erwartete er den Tag seiner Hinrichtung mit steigender Ungeduld und zum ersten Male schwebte ein freundliches Lächeln um seine Lippen, als der Morgen seines Todes anbrach.

Tausende von neugierigen, gedankenlosen und schaulustigen Menschen strömten hinaus nach dem Richtplatz, um den verstockten Bösewicht enden zu sehen, der Jahrelang die Welt durch die Maske der Gottesfurcht und Tugend getäuscht hatte und nun seinen Lohn für seine Unthat empfangen sollte. Auch die Kommerzienräthin Elzen, die sich erst seit kurzem von dem sie getroffenen Schlage erholt und Bett und Zimmer verlassen hatte, gönnte ihrem rohen und entarteten

Herzen diesen Genuß und da der Weg nach der Richtstätte vor der Fabrik vorbeiführte, so erwartete sie vor der Thür den Mörder ihres Ehegatten, um ihm noch eine gerechte Verwünschung nachzusenden. Endlich nahte sich der Karren mit dem Missethäter langsam und umdrängt vom Pöbel. Doch statt ihm den Fluch Gottes zu verkündigen, rief der Verurtheilte ihn über sie herab. Hochaufgerichtet im Karren wies er mit dem Finger auf die Erblassende und schrie ihr mit gellender Stimme zu: „Du Scheusal bist an meinem Tode schuld, doch Gottes Fluch wird Dich dafür ereilen. Denk an mich, auch Du wirst einst vor Deinem Richter stehen!" Dieser Ausruf, von der verstummenden Menge deutlich vernommen, fiel ihr mit zermalmender Last auf die Brust. Einer Ohnmacht nahe, wankte sie zurück in ihr Gemach und starrte besinnungslos die helfende Dienerin an, die die Verstörte auf ein Ruhebett legte. Während hier der Fluch Gottes sich tief in's Herz grub, befreite draußen ein Schwertstreich einen ungerecht Verurtheilten vom Fluch der Menschheit. Denn wenn auch Manche sein Ausruf auf dem Schafott „ich sterbe unschuldig," tief erschütterte, die Mehrzahl seiner ehemaligen Mitbürger hielt ihn für eine leere Redensart

und begab sich ruhig nach Hause, zufrieden, daß die Ermordung des reichen Kommerzienrathes gerächt worden sei.

Aber nur vier Wochen währte diese Täuschung, daß das Gericht Recht und Gerechtigkeit gehandhabt habe, da verbreitete sich über jene That ein unerwartetes und schreckliches Licht. Es lief nämlich von einem Stadtgericht aus Franken die Nachricht ein, daß ein im dortigen Gefängniß gehaltener, des Raubmordes verdächtig gewordener Landstreicher kurz vor seinem Tode außer mehreren Verbrechen, auch den an einem Kommerzienrath Elzen in F** verübten Mord freiwillig bekannt habe. Dieser Kerl, ein ehemaliger preußischer Soldat und nach dem Frieden verabschiedet, hatte sich auch in der Gegend von F** eine Zeitlang umhergetrieben und vergebens um eine Anstellung in der Fabrik als Arbeiter nachgesucht. Eben so vergeblich waren seine Bemühungen gewesen, auf dem Lande als Kesselflicker sich niederzulassen, vielmehr war er wegen eines beabsichtigten Diebstahls, wobei ihn der Fabrikherr ertappte, öffentlich ausgehauen und in seine Heimath verwiesen worden. Doch unterweges entsprungen, hatte er sich vorgenommen, sich an dem reichen und stolzen Mann zu rächen und bei ihm

einzubrechen. Er hatte sich zu dem Ende heimlich zu Einem der Arbeiter gesellt, der ihm bekannt war, diesem sein Vorhaben entdeckt und beide hatten beschlossen, den Kommerzienrath zu berauben. Der Taglöhner hatte seinen Genossen mit allen Oertlichkeiten des Gebäudes bekannt gemacht und während dieser es auf sich genommen den Diebstahl auszuführen, hatte jener versprochen den Raub zu verbergen. Alles war glücklich von Statten gegangen. Schon hatte der Dieb, mit einem unlängst gefundenen Messer ausgerüstet, das Zimmer erreicht, wo Elzen sein Geld aufbewahrte, als dieser, durch das Geräusch geweckt, aus dem Bette springt und jenem muthig, aber unbesonnen den Weg zur Flucht versperrt. Er büßt diese Kühnheit mit seinem Leben. Noch ehe er Lärm machen kann, sitzt das Messer des Raubmörders tief in seiner Brust und wiederholte tödtliche Stiche verschließen ihm auf ewig den Mund. Doch da der Verbrecher Geräusch im Nebenzimmer zu hören glaubt, wagt er kein längeres Verweilen und fluchend auf sein Mißgeschick, das ihm für einen Mord den geringsten Ersatz versagt, entspringt er rasch aus dem geöffneten Fenster und ergreift die Flucht. Ohne in der Gegend zu verweilen, hatte er sich darauf fern von ihr an andere Landstreicher

angeschlossen und mit ihnen von Raub und Diebstahl gelebt, bis er ergriffen und eingekerkert wurde. Bei einem Versuch zu entfliehen, hatte er sich das Bein gebrochen und außerdem so stark verletzt, daß er einige Wochen darauf, noch eh' ihm sein Urtheil gesprochen werden konnte, sein ruchloses Leben beschloß. Kurz zuvor hatte ihn sein erwachtes Gewissen genöthigt, diesen Mord und eine Menge andrer Verbrechen seinem Beichtvater zu bekennen.

So war denn Simons Unschuld — wenn gleich zu spät, erwiesen, da auch jener schurkische Mitgenosse des Mörders bald darauf erforscht und gefänglich eingezogen, schon bei dem ersten Verhör seine Verbindung mit demselben gestand und so manche nähere Umstände der That in's Licht stellte, daß kein Zweifel an der Wahrheit jenes Geständnisses übrig blieb. Litt nun auch der Elende, der so lange bei einem verstockten Schweigen beharrt hatte, seine gerechte Strafe, so wirkte doch die Gewißheit, einen Schuldlosen dem Henkerbeil und der Schande überliefert zu haben, mit lähmender Gewalt auf die leichtsinnigen Richter, und noch mehr auf die Wittwe des Ermordeten, die sich von der Schuld nicht freisprechen konnte, daß ihre gefühllose Härte, und ihr grausamer Hohn den Unglücklichen

auf's Schafott gebracht hatte. Sie sah von jetzt an den ungerecht Verurtheilten in seinem Armensünderkleide Tag und Nacht vor Augen und der stiere und wilde Blick des zum Richtplatz Abgeführten verfolgte sie, wo sie ging und stand. Keine Zerstreuung, kein Almosenspenden, keine Reue, kein Gebet, kein Schlaf verscheuchte dies gespenstische Bild des Hingerichteten, denn auch in ihren Träumen quälte es sie. Und da ihre Einbildungskraft einmal auf das Aeußerste erregt war, so glaubte sie auch bald, in der Stille der Nacht sein Klagegeschrei zu hören und den entsetzlichen Zuruf „Gottes Fluch wird Dich ereilen." Die sonst so blühende und kräftige Frau schlich bald wie ein Schatten einher, ohne an irgend etwas Theil zu nehmen, und Theilnahme zu begehren, und der tief verborgene Schmerz zehrte hungrig an dem Mark ihres Lebens. Aber noch war ihr Herz zu verstockt, als daß es sich zu dem frischen und stärkenden Quell der Religion hätte hinwenden sollen. Zu sehr entwöhnt von dem segnenden Umgang mit Gott, zu versunken in das Gemeine, bethört durch Stolz und Hochmuth und zu sehr von heftigen Leidenschaften beherrscht, mußte ihr tückisches und verstocktes Herz schärfer angefaßt werden, um dem Bösen entrissen zu werden.

Und dies geſchah durch eine Blatternſeuche, die im Lauf des Sommers in der Gegend um ſich griff und mit ſchonungsloſer Heftigkeit Hunderte von Kindern in's Grab ſtürzte. Auch ihre drei Kinder, die einzigen Geſchöpfe auf dem weiten Erdenrund, für die ſie Liebe empfand und die ſie durch ihren Reichthum glücklich zu machen gedachte, wurden von der Seuche ergriffen und ſanken trotz aller Sorge und Pflege Eins nach dem Andern in die kalten Arme des Todes dahin. Das jammervolle Klagegeheul, das ſie am Sarge des erſten Opfers ausſtieß, verwandelte ſich an der Bahre des zweiten in eine Gotteslästerung, die alle Umſtehenden mit Grauſen erfüllte und erſt als das Letzte ihrer Kinder, ihr Liebling, ein bildſchöner Knabe von vier Jahren auf dem Todbette lag und in kindlicher Unſchuld ſeine Händchen zum Gebet faltete, thaute das eiſig kalte Herz ſeiner Mutter auf und öffnete ſich einer frommen Rührung, die die belaſtete Bruſt durch Thränenſtröme erleichterte. Und als er geſchmückt mit ſeinem Myrthenkränzchen und faſt überſchüttet mit Blumen in ſeinem Sarge lag, da kam ein beſſerer Geiſt über die Mutter und ſie glaubte der Verheißung, daß was hier in Schwachheit geſäet werde, in Kraft und Herrlichkeit einſt werde auferſtehn.

Von allen irdischen Hoffnungen losgerissen, und am Grabe ihres ganzen Erdenglückes blutete zwar ihr Mutterherz aus tiefen Wunden, allein um so heftiger ergriff es die ihm von dem wackern Geistlichen des Ortes verkündigten Lehren der Religion und das Licht der ewigen Wahrheit dämmerte ihrem Geiste, der bisher durch die Dünste des Aberglaubens verfinstert war. Und je mehr sie sich mit dem trostreichen Evangelium bekannt machte, desto mehr verlor der stiere Blick des Hingerichteten, der rastlos sie verfolgt hatte, an seiner Wildheit, desto leiser wurde das Gewimmer in ihrem Schlafgemach und als sie endlich die vier verwaisten Kinder desselben zu sich kommen ließ mit dem Vorsatz, für ihre Erziehung zu sorgen; als sie in den Armen derselben sich satt weinte und ihnen eine mütterliche Liebe bewies, die die Kinder durch innige Gegenliebe vergalten — da verschwand das gespenstische Bild des Hingeopferten völlig und sie erfreute sich eines stillen inneren Friedens, den von nun an Nichts mehr unterbrach.

* * *

Es waren seit dieser traurigen Begebenheit vierzig Jahre verflossen, als ein einfacher Reisewagen, auf

dem ein ältlicher Mann mit zwei blühenden Knaben saß, um die Ecke eines Obstgartens bog, und nach der Stadt hinlenkte, welche mit ihren Thürmen und stattlichen Häusern in der Nähe vor ihnen lag. Doch noch näher, außerhalb der Ringmauern, stellte sich ihrem Auge ein hohes, umfangreiches Gebäude dar, das mit seinen zwei Flügeln und Nebengebäuden auf die Knaben einen überraschenden Eindruck machte.

„Ach, welch' ein prächtiges Haus!" rief der Eine aus. „Ein so großes Schloß habe ich doch noch nie gesehen. Da wohnt gewiß ein Fürst oder Graf. Nicht wahr, Herr Prorektor?"

„Ich zweifle," erwiederte dieser lächelnd, „vielmehr ist es, wenn ich nicht sehr irre, das Ziel unsrer Reise. Es ist das Waisenhaus, das Euch aufnehmen wird."

„Was Sie sagen!" rief der Jüngere aus. „O wie habe ich mich geirrt. Ich dachte mir unter einem Waisenhause stets ein so altes, räucheriges, grämliches Haus, wie die große Kaserne bei uns."

„Nun mein Söhnchen, einen solchen Irrthum läßt man sich schon gefallen," bemerkte der Prorektor, indem er dem Kinde die Wange streichelte. „Nicht wahr Hänschen, nun bist du fröhlich. Hier sollt ihr Beide von nun an wohnen; hier werdet ihr Vatersorge

und Mutterpflege finden und zu guten Menschen gebildet werden. Sehet, so weiß der Vater im Himmel Alles zum Besten zu lenken. Als euch Vater und Mutter durch den Tod entrissen wurden, da waret ihr untröstlich; ihr weintet euch fast die Augen blind und glaubtet, nie wieder glücklich werden zu können. Und als ihr nach Jahr und Tag das trauliche Häuschen, mit seinem Obst- und Blumengarten räumen mußtet, ach wie erneuerte sich da euer Schmerz! Wie flossen da von Neuem eure Thränen! Und doch war es euch gut, daß ihr so tief betrübt wurdet. Denn euer Vater stets kränklich, häufig so mürrisch und durch sein Körperleiden selbst an sich verzagend, konnte euch nicht so erziehen und unterrichten, wie es zu wünschen war und eure gute Mutter, stets mit der großen Landwirthschaft beschäftigt und an Milchenkeller, Küche und Speisekammer gewiesen, hatte leider keine Zeit, auf euch wilde und muthwillige Bübchen die rechte Sorgfalt zu verwenden. Ihr waret daher dem Gesinde überlassen und dem strengen und unwissenden Kantor im Dorfe und lerntet nicht so viel, als euch nöthig that. Gott nahm euch darauf Vater und Mutter und sandte euch Schmerzen und Leiden, die tausend andern Kindern erspart werden, allein es geschah zu eurem

Heile. Denn es gelang mir nun, dem alten Freunde eures guten Vaters, euch ein Plätzchen in dieser vortrefflichen Anstalt zu verschaffen, die nichts zu wünschen übrig läßt."

Die Kinder hörten aber nur mit halben Ohren zu, weil das stattliche Gebäude, das einen großen Theil ihrer Zukunft in sich schloß, immer näher rückte und in seinen einzelnen Theilen und Verhältnissen immer großartiger und doch so traulich und freundlich sich ihnen darstellte.

„Wie reich der Mann wohl gewesen sein mag, der ein solches Haus aufbauen konnte!" riefen die Kinder beim Anblick desselben. „O gewiß, das hat viele 1000 Thaler gekostet."

„Nicht immer" bemerkte der Prorektor, „bedarf es dazu großer Schätze und Reichthümer, um eine solche Anstalt zu gründen. Es gehört nur ein festes Gottvertrauen dazu, der Glaube, welcher Berge versetzt."

Die Kinder blickten verwundert zu ihm auf und endlich sagte Fritz: „das verstehe ich nicht"

„Habt ihr wohl von August Herrmann Francke etwas gehört?"

Die Kinder schwiegen erröthend über ihre Unwissenheit still.

„Wohlan, so will ich euch etwas von ihm erzählen. Dieser Mann, der vor 100 Jahren in Halle als Prediger und Professor lebte, kam als ein armer Mann nach dieser Stadt, wo er sich nicht bloß durch seine frommen Predigten die Liebe aller Menschen erwarb, sondern auch durch seine väterliche und herzliche Hinneigung zu armen und verwaisten Kindern, die er unentgeltlich unterrichtete und beschenkte. Bald nahm er Einige derselben zu sich und da sich die Zahl derselben rasch vermehrte, so unterstützten wohlhabende Menschenfreunde sein frommes Werk durch kleine und regelmäßige Beiträge. So bescheiden war der fromme Mann, daß er, als er einst eine Summe von sieben Gulden empfing, fröhlich ausrief: das ist ein ehrlich Kapital; damit kann man schon etwas Rechtes anfangen. Durch diese Unterstützungen, die, sobald sein segenvolles Vorhaben mehr bekannt wurde, von allen Seiten, aus fernen Gegenden einliefen, gelang es ihm, anfangs ein Haus für seine Waisenkinder zu kaufen, das aber bald für die Zahl derselben zu klein war. Es wurden daher mehrere Gebäude aufgeführt und da sich die Beiträge mit jedem Monat mehrten

und oft zu 500 bis 1000 Thalern einliefen, so hatte Francke bald so viel Mittel in Händen, daß mehr denn 200 Kinder versorgt, erzogen und unterrichtet werden konnten. Sein Gottvertrauen war so stark, daß er, auch wenn er keines Groschens Herr war, um die Arbeiter zu bezahlen, nicht verzagte, und es ließ ihn dieser feste Glaube nie im Stich, denn oft kam noch an demselben Tage, wo er bedeutende Ausgaben und eine völlig erschöpfte Kasse hatte, aus ferner Gegend mehr Geld an, als er für den Augenblick bedurfte. — So entstand denn eine Anstalt, die so große und umfangreiche Gebäude umfaßte, daß diese zwei beträchtliche Straßen bilden, ein Waisenhaus, das noch jetzt nach einem Jahrhundert in dem blühendsten Zustand ist und bereits nicht bloß Tausenden von Waisen einen Zufluchtsort gewährt, sondern eine solche Erziehung und Bildung verschafft hat, daß Viele der bedeutendsten Männer aus seinem Schooße hervorgegangen sind. — Sehet lieben Kinder, so weiß Gott das Vertrauen zu ihm (wenn es rechter Art und mit frommer Thätigkeit und Liebe gepaart ist) zu segnen und durch die Uebel und Leiden, die er den Menschen sendet, ihnen auch zugleich reiche Veranlassung

zu geben, ihre Liebe zu üben und ſich und Andre zu vervollkommnen und wahrhaft glücklich zu machen. Ob nun auch hier ein ſolches Gottvertrauen den Grundſtein gelegt hat, weiß ich nicht, doch werden wir es bald erfahren, denn wir ſind am Ziele."

Er hob, angelangt vor dem Hauſe, die Kinder vom Wagen und ſtellte ſie nach wenig Augenblicken dem Inſpektor der Anſtalt vor. Er fand in ihm einen Mann im kräftigen Mannesalter, über den eine ernſte ungekünſtelte Würde ausgegoſſen war. Dennoch hatte er durch wenige freundliche und herzliche Worte ſich bald das Vertrauen der ſchüchternen Kinder verſchafft und ſie wurden ihm noch mehr gewogen, als er ſie mehreren Kindern in ihrem Alter zuführte und dieſe aufforderte, den neuen Ankömmlingen die ganze Anſtalt zu zeigen, ſie in den Garten zu führen und ſich ihrer freundlich anzunehmen. Er ſelbſt leitete den Prorektor überall umher und machte ihn dabei mit den Grundſätzen, dem Geiſt, dem Umfang und dem Flor der Anſtalt bekannt, wobei es denn auch beiläufig zur Sprache kam, daß er und ſein jüngerer Bruder die Oberaufſicht der Anſtalt führten, ſeinen beiden Schweſtern aber die Beſorgung aller der Angelegen-

heiten obliege, zu denen eine weibliche Hand erforderlich sei und daß unter ihrer unmittelbaren Aufsicht auch sämmtliche Lehrerinnen der Anstalt ständen.

Als der Prorektor sein Befremden nicht unterdrücken konnte, daß vier Geschwister sich in die Leitung des Ganzen theilten und daß dies wohl seinen Grund nur darin haben könne, daß die Anstalt von Einem seiner Vorfahren gestiftet worden sei, wurde der Inspektor sehr ernst und still und es entging dem Prorektor nicht, daß er eine Saite berührt habe, die den würdigen Mann in eine tiefe innere Bewegung setzte. Er bat ihn daher um Verzeihung und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Doch dieser versetzte wehmüthig lächelnd: „es bedarf derselben keineswegs. Ich will Ihnen gern über jene seltsame Erscheinung Auskunft geben. Denn wenn gleich der Rückblick in die Vergangenheit mich jedes Mal sehr ernst stimmt, so ist er zugleich nicht ohne einen dankbaren Aufblick zu Gott möglich, dessen Wege und Gedanken zwar nicht die unsrigen sind, der aber so oft aus der bittersten Thränen- und Blutsaat eine Freudenerndte reifen läßt, bei der Tausende ihre Garben sammeln.

„Dies Gebäude, das jetzt und hoffentlich auf Jahr-

hunderte den edelsten und segenreichsten Zwecken geweiht ist, war früher eine Fabrik und gehörte in ihrer ursprünglichen Gestalt meinem Vater. Doch Krieg und Brand raubte demselben in wiederholten Schlägen sein Vermögen und stürzte ihn von der Höhe des irdischen Glückes und des heitersten Friedens in die dunkle und öde Tiefe des Elends hinab. Er wurde Taglöhner in derselben Anstalt, deren Besitzer er einst gewesen war. Dunkel erinnere ich mich der Zeit des bittersten Mangels, den uns der schlimme Winter 1770 bereitete. Noth, Hunger und Liebe zu seinen abgezehrten und jammernden Kindern, trieben den sonst so redlichen Vater auf die Bahn des Verbrechens. Er wurde in der bösesten Stunde seines Lebens ein Dieb. Doch die Hand des Unerforschlichen ließ in derselben Nacht ein noch schwärzeres Verbrechen geschehen, das dem Vater aufgebürdet ward. Der zeitige Besitzer der Fabrik, ein gewisser Kommerzienrath Elzen wurde in seinem Wohnzimmer ermordet gefunden. Zwar sprach des Vaters eigenes Geständniß dafür, daß er die Unthat verübt habe, doch auf dem Richtplatz, wo sein graues Haupt unter dem Henkerbeil fiel — betheuerte er seine Unschuld, die denn auch mehrere Wochen darauf entschieden an's Licht trat. Dieser Justizmord,

zu dem die Wittwe des Ermordeten durch ihr Anſehn, ihr Geld, ihre vornehme Verwandtſchaft viel beigetragen und in welchem ihr damals noch rohes und gottloſes Herz eine genußreiche Genugthuung erblickt hatte, machte auf ſie den furchtbarſten Eindruck, der nicht eher in ſeinen quälenden Angriffen nachließ, bis ſie ſich entſchloß, die Kinder des ſchuldlos Hingerichteten zu ſich zu nehmen und erziehen zu laſſen. Wir vier Geſchwiſter waren die erſten unglücklichen Waiſen in dieſem Hauſe, (denn Gram und Kummer hatte auch das Leben unſrer theuren Mutter zerſtört) und wir fanden an der reuigen Sünderin eine ſorgſame mütterliche Pflegerin. An uns ſuchte ſie gut zu machen, was ihr Haß und Geiz an den Aeltern verſchuldet hatte und da wir ihr früheres Benehmen gegen dieſe nicht ahnten, ſo gaben wir uns ihr bald mit kindlichem Gehorſam hin und verehrten ſie als unſre Wohlthäterin. Anfangs mochte es wohl ihr Plan ſein, uns — da ſie ſelbſt kinderlos war — zu Erben ihres Vermögens einzuſetzen, allein ſo oft ſie dieſen Gedanken verfolgte, bemächtigte ſich ihrer Seele eine Unruhe und Angſt, die nicht eher verſchwand, als bis ſie ihn aufgegeben hatte. Da entſchloß ſie ſich endlich, um den drohenden Schatten meines Vaters

völlig zu versöhnen, das große Fabrikgebäude zu einer Waisenanstalt einzurichten und mit rascher Thätigkeit wurde Hand an's Werk gelegt. Unterrichtete und wohlwollende Männer nahmen sich mit großer Uneigennützigkeit der Sache an, und schon nach zwei Jahren trat die Anstalt, von der Wittwe mit reichen Geldmitteln versehen, in's Leben und erweiterte sich mit jedem Jahre mehr, da Menschenfreunde in der Nähe und Ferne in Förderung derselben wetteiferten. So wuchsen wir Geschwister in gemüthlicher klösterlicher Stille, unter den Augen frommer und einsichtsvoller Lehrer und Erzieher heran, bis wir selbst thätig in das innere Getriebe der Anstalt eingreifen konnten. Nach dem Willen der gründlich gebesserten und wahrhaft frommen Stifterin sollten wir — wenn es anders uns selbst zusage — unser Lebenlang unsern Unterhalt in der Anstalt finden und wenn wir uns dazu eigneten, als Lehrer und Lehrerinnen in ihr angestellt werden. In uns allen fand sich kein Sinn für weltliche und irdische Berufe. Die ernsten Eindrücke der frühsten Kindheit hatten unauslöschliche Spuren zurückgelassen und uns der Welt entfremdet und um so mehr, als wir die Furcht nicht bergen konnten, man werde uns im Verkehr mit ihr immer als Kinder eines Hinge-

richteten betrachten. Es schien auf unsrem Namen ein unvertilgbarer Makel zu ruhn. Dagegen zog es uns mit unwiderstehlicher Gewalt zu der klösterlichen Stille des Hauses hin, worin wir die schönsten Jahre der Jugend verlebt hatten und ein innerer Trieb nöthigte uns, uns den verwaisten Kindern hinzugeben, die Gottes Vaterhand unsrer Leitung anvertraute. Wir befolgten daher den Wunsch der Erblasserin und blieben im Hause, worin wir bald nützlich wirkten. Hier werden wir denn auch unser Leben beschließen, denn es giebt keine glücklichere Lage im Leben und keinen segensreicheren Beruf, als den, der uns mit Kindern in die vertrauteste Verbindung bringt. Finden sich auch unter ihnen hin und wieder einige Verwahrloste und Verwilderte, die jede Lehre in den Wind schlagen und deren Tücke uns viel zu schaffen macht, sie gehören Gott Lob zu den seltenen Ausnahmen. In der Regel ist das Gemüth der Kinder weich und bildungsfähig und mit ernster und freundlicher Liebe läßt sich recht viel Gutes thun. Hier liegt ein reiches Saatfeld vor uns, denn es besteht in den Herzen derer, von denen der Herr sagt: „ihrer ist das Himmelreich." Lehrend lernen wir hier und es geht kein Tag hin, der nicht im traulichen Verkehr mit der Kinderwelt

wohlthätig auf uns selbst zurückwirkte und uns nicht das Geständniß entlockte, unser Loos sei ein sehr glückliches und Gott habe Alles herrlich hinausgeführt."

Was der würdige Inspektor in einfacher schlichter Weise und oft durch seine eigne tiefe Herzensbewegung auf Augenblicke unterbrochen, erzählte, machte einen erschütternden Eindruck auf den Prorektor. Besonders ergriff ihn die seltene Aufrichtigkeit, womit er seines Vaters und dessen Schicksals gedachte. Hier sah er einmal die rechte freudige Erhebung über jene falsche Schaam, die so Manche sonst ehrenwerthe Menschen erfüllt und sie über ihre vielleicht armselige und im Stande der Niedrigkeit verlebte Jugendzeit einen dichten Schleier werfen heißt. Mit dem Gefühl aufrichtiger Verehrung verließ er den wackeren Mann und er wünschte den Kindern seines frühvollendeten Freundes von ganzem Herzen Glück, gerade in dieser Anstalt ihr Unterkommen gefunden zu haben. Was ihm noch in der Erzählung des Inspektors dunkel und unverständlich geblieben war, klärten mehrere Gespräche mit ihm selbst, seinem eben so achtungswerthen Bruder und seinen Kollegen auf und es ist eben das, was unsre Leser bereits wissen.

Weinend hingen am folgenden Morgen die ihm

ſo theueren Kinder in ſeinen Armen und auch er ſchied von ihnen mit inniger Rührung. Allein da er ſie hier unter ſo vortrefflicher Leitung zurückließ, ſo ermahnte er ſie noch väterlich zum kindlichen Gehorſam, zum Fleiß und zur freundlichen Liebe gegen Jedermann, und trat ſeine Rückreiſe an, die ihm Zeit und Muße genug vergönnte, über die weiſen Fügungen der Vorſehung nachzudenken, welche noch immer, wie zu den Zeiten Jacobs und ſeiner Söhne, aus der Saat des Böſen Gutes die Fülle zu entwickeln und reifen zu laſſen weiß.

III.

Der Galeerensträfling.

An einem jener heiteren und sonnigen Herbstmorgen, die durch ihren mild erquickenden Hauch der Menschenbrust so wohl thun, fuhr vor dem Hause des Amtmanns Rothenberg der bequeme in Federn hangende Kaleschwagen vor, bespannt mit vier muthigen Braunen. Die drei Kinder des Amtmanns von 9 bis 14 Jahren, waren seit zwei Stunden reisefertig, denn sie hatten es schon Tages zuvor vom Vater gehört, daß er heute mit ihnen eine Reise machen wolle. Nach einer schlaflosen Nacht, — denn wie hätte die Erwartung einer solchen Lust sie wohl schlummern lassen können! — fuhren sie schon bei Tagesanbruch in ihre Sonntagskleider und liefen bald in den Garten, bald lugten sie verstohlen in den Stall hinein, wo der schweigsame Christian die Pferde striegelte, bald sahen sie sich in des Vaters Stube um, ohne sich jedoch eine Anfrage zu erlauben, ob nicht bald angespannt würde. Denn der Vater war nicht bloß wie gewöhnlich ernst und einsylbig, sondern in seine Papiere wie vergraben

und so emsig beschäftigt, daß sie es für das Gerathenste hielten, sich ganz still zu verhalten, um den guten Vater nicht noch mehr zu verstimmen. Endlich aber war er mit dem Briefsiegeln und Verpacken der Papiere fertig, zog die Handschuh an und sah sich nach seinem Hute um. Das war das Zeichen zum Aufbruch. Mit einem Satz waren die Kinder im Wagen und lachten ihrem Erzieher ihr Lebewohl zu, der so eben aufgestanden, das Fenster öffnete und in den thauigen und lockenden Morgen hinausgähnte. Von ihrer guten Bonne aber hatte Lieschen, des Amtmanns Tochter, einen gar herzlichen Abschied genommen, ihr einen vortrefflichen Blumenstrauß und desgleichen eine riesige Dute gebrannter Mandeln versprochen, die Mademoiselle Laplace gar gern aß. Jetzt stieg auch der Vater ein und fort rollte der Wagen, das reinliche und gut gepflasterte Dorf entlang. Doch es ging diesmal nicht wie sonst gerade aus auf der großen Landstraße, die zur nächsten Stadt führte, sondern auf einem Seitenwege, der bald in ein angenehmes Gehölz führte.

Die Kinder wagten es nicht, den tief in Gedanken versunkenen Vater zu fragen, wohin diesmal die Reise gehe, denn sie wußten es vorher, daß ihm ihre Neugierde

unangenehm sei. Ueberhaupt wurden sie bei aller seiner Sanftmuth und Milde sehr streng erzogen und täglich in der Selbstverleugnung geübt. Wie es dem Vater einfiel, durften sie das eine Mal Theil nehmen an einer leckeren Mahlzeit, die einem Gast zu Ehren gegeben ward, mußten aber ein anderes Mal, eh' der Braten kam, aufstehen. Und so hielt er es mit allen Dingen. Einen Lieblingswunsch sich zu versagen, einen harmlosen Genuß zu opfern, mußten sie von früh an lernen und wäre es heute dem Vater eingefallen, sie zu Hause zu lassen, so hätten sie seinen ganzen Zorn gereizt, wenn sie sich ihren Unmuth hätten merken lassen wollen. Nur eine heimlich verborgene Thräne vergossen sie dann wohl, allein in Gegenwart des Vaters mußten sie sich zusammennehmen. Er ging einmal von dem Gedanken aus, daß die meisten Sünden ihre Quelle in einer verweichlichten Jugend hätten, daß die schwache Liebe der Aeltern, die ihren Kindern Nichts abschlagen kann, und sie überall und immer sanft zu betten sucht, späterhin ihr Verderben sei und daß es daher Weisheit sei, sie von ihrer Geburt an an Entsagen und Entbehren zu gewöhnen — und daher erschien er jedem Fremden als ein Hausdespot, während sein Herz der Wohnsitz der

wärmsten und treusten Liebe war. Vielleicht hätte diese strenge Erziehung einen sanfteren Charakter bekommen, wenn seine Gattin am Leben geblieben wäre. Allein sie war den Kindern schon früh entrissen worden und Erzieher und Erzieherinnen mußten sich ganz in des Amtmanns Grundsätze fügen, wenn sie nicht auf der Stelle ihren Abschied erhalten wollten. Daher zügelten denn die Kinder auch heute ihre Neugier und schauten nur mit gespannter Erwartung um sich, um das Ziel ihrer Fahrt zu errathen. Freilich Christian wußte es, allein er war eben so schweigsam als sein Herr und redete bloß mit seinen Pferden.

Unterweges wurde in einem kleinen Dorfe gefrühstückt und den Pferden Brod gegeben. Dann ging es wieder im Trabe vorwärts, so daß den Kindern nach und nach die Zeit lang wurde, da die flache und einförmige Gegend mit ihren Stoppelfeldern und Viehweiden dem Auge zu wenig Reize darbot. Endlich, es war schon am späten Nachmittag, näherten sie sich einer Stadt, die mit ihren fremdartig zugespitzten Kirchthürmen, so wie mehreren Windmühlen, die auf zerstreuten Hügeln standen, der Neugier der Kinder reichen Stoff zur Unterhaltung gewährte. Hier hofften sie das Ziel ihrer Reise gefunden zu haben und

schwelgten schon in dem Gedanken, sich die gewiß recht schöne Stadt heute und morgen in allen ihren Theilen besehen zu können. Allein daraus schien Nichts werden zu wollen. Denn plötzlich hielt noch außerhalb der Stadt der Wagen vor einem großen Thorweg still und ein flüchtiger Blick belehrte sie, daß er auf einen Kirchhof führe. Die Kinder sahen sich voll Verwunderung an. Das hatten sie nicht erwartet. Was wollte der Vater mit ihnen auf dem Kirchhof einer wildfremden, fern gelegenen Stadt? Diese Frage konnten sie sich nicht beantworten. Und doch war es nicht anders. Denn auf einen Wink des Vaters kam Jemand — es war wohl Niemand Anders als der Todtengräber — rasch aus dem nächsten Häuschen herbei, mit welchem hier die Vorstadt begann, schloß das Thor auf und breitete seine Flügel auseinander, daß die ungeölten Angeln widrig knarrten. Schweigend hob der Vater die Kinder währenddeß vom Wagen und forderte sie auf, ihm zu folgen. Doch nach Kinder Weise blieben sie nicht lange auf dem schmalen Wege, der zwischen den Gräbern sich hinwand, sondern sprangen und schritten über die Hügel, wobei Lieschen bald einen mächtigen Strauß lieblicher Feldblumen für ihre Bonne gepflückt hatte. Doch ihre Lust

wurde plötzlich sehr herabgestimmt, als sie den Vater an einem Grabhügel niederknieen sahen, den ein einfaches Denkmal bezeichnete. Er drückte sein Gesicht tief in das Gras, das den Hügel schmückte und schien andächtig zu beten. Als er sich endlich wieder in die Höhe richtete, sahen seine Kinder, daß er geweint hatte und das stimmte sie selbst sehr traurig, da Kinder kaum Etwas mehr ergreift, als der Anblick der Thränen, die das Vaterauge vergießt. Er winkte ihnen näher zu treten und sagte mit ungewöhnlicher Weichheit der Stimme: „kniet hier nieder meine Kinder! Diese Stelle ist eine Gottgeweihte, denn hier schläft Einer der besten Menschen, die auf Erden gelebt haben und dieser Mann war der Wohlthäter eures Vaters, dem er nächst Gott Alles verdankt. Seit zehen Jahren schlummert er hier unter dem Rasen, doch jeden Herbst ruft mich die Pflicht der innigsten Dankbarkeit an diesen stillen Ort des Friedens, um an seinem Sterbetage hier mein volles Herz vor Gott auszuschütten, der mich so gnädig geleitet hat und zwar durch ihn, der stets voll Demuth Gott die Ehre gab. Bisher hab' ich die Reise hieher allein gemacht; diesmal solltet ihr Zeuge meiner Andacht sein und zugleich die Stelle kennen lernen, wo auch euer Wohlthäter

ruht, denn an seine Frömmigkeit und Güte knüpft sich euer Dasein. Darum faltet eure Hände und betet ein stilles Dankgebet."

Die sonst so fröhlichen Kinder thaten in ihrer Bestürzung, wie ihnen der Vater geheißen hatte und der ungewöhnliche Auftritt, die innige Rührung ihres Vaters, die Stille der Umgebung, der Anblick so vieler Grabhügel — stimmte ihr reines Gemüth bald zu solcher Andacht, daß ihren Augen milde Thränen entströmten und ein frommes Gebet über ihre Lippen ging. Doch wie es bei Kindern so natürlich ist: bald erwachte in ihnen wieder die Neugier und sie buchstabirten sich daher, als sie beim „Amen" waren, auf dem Marmor die halb verwitterten Worte „Friedrich Martin Gerhold" zusammen, so wie sie denn auch lasen, daß derselbe ein Kaufmann gewesen und in hohem Alter gestorben sei. Vorläufig wußten sie genug und waren im Stande, an das Bild, das sie sich von ihrem unbekannten Wohlthäter entwarfen, einen bestimmten Namen und Charakter zu knüpfen.

Allein auch dies Bild konnten sie nicht lange festhalten, denn wenige Augenblicke darauf rollte der Wagen in die Stadt hinein, deren breite Straßen, mit ihren massiven hohen und stattlichen Häuserreihen,

deren große mit Linden geschmückte öffentliche Plätze mit ihren umfangreichen Kirchen und hohen Thürmen so viel Sehenswerthes darboten, daß das jugendliche Herz sich fast dadurch gedrückt fühlte und in fremder feierlicher Stimmung stärker und ungestümer klopfte. Verlor sich denn diese auch allmählig, als sie nach kurzer Rast im glänzenden Gasthof, die Erlaubniß erhielten, die Merkwürdigkeiten der bedeutenden Handelsstadt in näheren Augenschein zu nehmen und Moritz der Aelteste von ihnen noch überdies für sich und seine Geschwister einiges Silbergeld empfing, um das Eine und Andere einzukaufen: nur zu bald erwachte in ihnen das Heimweh, da sie hier lauter fremden Menschen begegneten, die ihren höflichen Gruß nicht erwiederten und bei jeder neuen Straßenecke ihre Furcht wuchs, den Faden in diesem Labyrinth zu verlieren und sich zu verirren. Früher als der Vater sie erwartete, kehrten sie daher von ihrer Wanderung zurück und legten sich mit der frohen Hoffnung nieder, morgen wieder in Segebach — so hieß das Gut, worauf ihr Vater wohnte — unter ihren Gespielen zu sein. Sie erschraken daher nicht wenig, als ihnen am andern Morgen der Vater eröffnete, daß sie nicht wieder zurückkehren würden, sondern daß er im Begriff sei,

mit ihnen eine bedeutendere Reise anzutreten. Lieschen blickte klagend auf ihren Blumenstrauß und die Dute mit Mandeln, die sie der freundlichen Bonne zugedacht hatte und kehrte sich zum ersten Male an den strengen Blick des Vaters nicht. Auch die älteren Brüder waren bis zu Thränen gerührt, denn wie viel gilt Kindern nicht das Vaterhaus! Sei es auch eng und niedrig, liege es auch in abgelegener Straße, biete es auch dem Auge keinen Reiz dar: für das kindliche Herz besitzt es um so mehrere und mit zahllosen feinen Fäden weiß es dasselbe zu umspinnen und festzuketten, so daß es blutet, wenn sich ihm die theure Schwelle verschließt, an welche sich die frohsten, wonnereichsten Erinnerungen knüpfen. Doch des Amtmanns Kinder hatten gelernt sich zu beherrschen und preßten den Schmerz der Entsagung in die Brust zurück. Um so mehr aber gaben sie sich ihrer Neugierde hin. Sie konnten es sich nicht erklären, was den Vater habe bewegen können, seine schöne Pachtung so plötzlich zu verlassen und mit ihnen hinein in die weite Welt zu fahren. Sie hatten ein solches Ereigniß für völlig unmöglich gehalten und wäre der Vater nicht so sehr ernst gewesen, so hätten sie glauben müssen, er wolle sie necken. Moritz unterstand sich endlich, auf die

Gefahr, kurz abgefertigt zu werden, einige Fragen in dieser Beziehung an den Vater zu thun. Doch mit großer Sanftmuth erwiederte dieser: „Kinder, das Schicksal will es so und dem mächtigen Zuge desselben kann Niemand widerstehen. Ich habe Segebach ungern verlassen, aber es mußte sein. Ihr sollt indeß in eurer neuen Heimath wieder finden, was ihr verloren habet, du Lieschen ein schneeweißes Lamm mit rothem Halsband und Blumen die Hülle und Fülle und auch eine gute Bonne, und auch ihr Knaben werdet einen neuen Lehrer erhalten, der die Stelle des vorigen ersetzen wird. Eure zurückgelassenen Kleider, Bücher und Spielsachen, kurz Alles, was euch gehört, werdet ihr morgen schon, wohl eingepackt, erhalten und daß ich euch nicht Abschied habe nehmen lassen von euren Gespielen und Lehrern — das geschah darum, um euch den Schmerz desselben zu ersparen. Ihr würdet dann vorgestern und gestern viel geklagt und geweint haben, statt daß ihr euch nun in eurer Unwissenheit glücklich fühltet. Ueber Unangenehmes muß der Mensch ohne lange Vorbereitung hinwegeilen und mit seinen Gefühlen kein Mitleid haben. Denn dies führt zu Nichts, als zu noch größerem Jammer. Der stärkste Schmerz ist leicht zu tragen, wenn er

nicht anhält, während ein an sich mäßiger durch seine Dauer unerträglich wird. Eine bekannte Wahrheit, die aber selten beherzigt wird."

„Allein Vater" fragte Moritz weiter, „was wird denn nun aus Deinem Gute, und Deinen Sachen?"

„Ich habe in der Stille für jenes einen Abnehmer gefunden, der ganz in meinen Contrakt tritt und heute schon in Segebach sich einfindet, um mit unsrem alten Nachbar Wacht, der meine Rechte vertreten wird, sich über Alles zu verständigen — und meine Sachen? Ei nun, was ich nicht verkauft habe, wird mir nachgeschickt und in Z**, 5 Meilen von hier, werden wir Alles, unter Aufsicht eurer alten Martha, die ich mit mir nehme, beisammen haben."

Zwar beruhigte diese letzte Mittheilung die Kinder außerordentlich, denn sie hielten von der treuen Wärterin ihrer Kindheit sehr viel, allein dennoch würde der Gedanke, ihren Geburtsort nie wieder zu sehen, sie sehr betrübt haben, wenn nicht stündlich der Wechsel ihrer Umgebungen sie zerstreut hätte. Bald war es ein mächtiger Strom mit seinen hohen, waldigen Ufern, seinen bequemen Brücken, und den großen Fahrzeugen, die wie riesige Schwäne auf ihm dahinzogen, bald eine volkreiche, weitläuftig gebaute Stadt

mit ihren Kirchen und Paläſten, was ſie anzog und mit Bewunderung erfüllte; bald eine gebirgige Gegend mit ihren tiefen und dunklen Hohlwegen, dicken Buchen- und Eichwäldern, die ihre Einbildungskraft erregte und ſo manche Räubergeſchichte, die ſie gehört hatten, in's Gedächtniß zurückrief; bald wieder beſchäftigte ſie der Anblick fremdartiger Trachten an Männern und Frauen, die ihnen begegneten ſo lebhaft, daß die Erinnerung an das verlaſſene Vaterhaus immer mehr ihr Schmerzliches verlor und der frohen Erwartung ihrer neuen Heimath Platz machte.

Endlich nach zehen Tagen, die ſie auf der Reiſe zugebracht hatten, ſchienen ſie am Ziel zu ſein, denn der Vater miethete in einer kleinen Stadt eine Wohnung und überdies war, wie ſie aus der Geographie wußten, die Grenze Polens nicht fern und ſie fürchteten nicht, daß ſie nach dieſem unwirthbaren und unſauberen Lande auswandern würden. Bald fühlten ſich die drei Geſchwiſter in ihrem neuen Verhältniß behaglich und heimiſch. Die alte, verſtändige Martha, nach dem Tode ihrer Mutter, Schaffnerin und Wirthſchafterin im Vaterhauſe, hatte ſich ſchon am zweiten Tage ihrer Reiſe mit vielen Sachen und Gepäck zu ihnen eingefunden und war nun vorläufig ihre Ober-

aufſeherin, bis eine Erzieherin für Lieschen und ein Lehrer für die Knaben einrückte und die Zeit der Ferien wieder ein Ende nahm.

Das Frühjahr darauf zog die Familie auf einen kleinen Landſitz am Fuß des Rieſengebirges, der eine ſo liebliche Lage hatte, und mit ſo viel Reizen geſchmückt war, daß die Kinder ſich ganz glücklich gefühlt haben würden, wenn ihr Vater heiterer und zufriedener geweſen wäre. Allein ihn beugte Gram und Kummer immer mehr. Menſchenſcheu verbarg er ſich vor jedem Fremden, den der Zufall in ſeine Nähe brachte; immer einſamer war ſein Leben, immer ſtiller und einſylbiger ſein Umgang mit den Kindern, die er gleichwohl mit zärtlicher Liebe umfaßte. Nichts konnte ihn bewegen, die Bäder von Warmbrunn und Cudowa zu benutzen. Er wies dieſen Rath ſeines Arztes mit Unwillen, ja mit einer gewiſſen Angſt zurück und welkte, tief an ſeinem Herzen verwundet, immer raſcheren Schrittes dem Grabe zu. Drei Jahre waren ſo vergangen. Moritz war ein kräftiger Jüngling von ſiebzehn Jahren geworden, Ernſt, zwei Jahr jünger, entfaltete ſich ebenfalls raſch und Lieschen feierte ihren dreizehnten Geburtstag, als der ſchon Jahre anhaltende hektiſche Huſten des Vaters überhand nahm und einige

Wochen später zu einem Blutsturz wurde, der am folgenden Tage wiederkehrend, trotz aller ärztlichen Bemühung und Sorge, seinem Leben schnell ein Ende machte.

Betäubt standen die Kinder an seinem Sarge und Grabe und keine Thräne rann aus ihrem Auge. Sie hatten zu viel verloren und sahen sich zu verlassen und verwaist, als daß ihr Schmerz einen sanfteren Charakter hätte annehmen können. Erst nach Tagen des tiefsten Leides, wo sie jeden Trost von sich wiesen, öffnete sich ihr blutendes Herz der Theilnahme und sie sanken weinend in die Arme ihres treuen Lehrers, der ihnen drei Jahr lang zur Seite gestanden und ihrem Vater auf dessen Sterbebette gelobt hatte, sie nicht zu verlassen, sondern väterlich sich ihrer anzunehmen. Nachdem er durch sanfte Worte des Trostes die Verlassenen aufgerichtet hatte, übergab er ihnen ein kleines Päckchen mit der Ueberschrift „für meine Kinder" und sagte: „dies habe ich unter den Papieren eures Vaters gefunden. Ich will euch nun allein lassen. Vielleicht enthält es Geheimnisse, die für euch allein nur Werth haben. Du Moritz magst, als der Aelteste, Deine Geschwister mit dem Inhalt desselben bekannt machen."

Moritz blickte mit tiefer Rührung auf die bekannten Schriftzüge und löste dann langsam und zögernd das Siegel. So Vieles war ihm und seinen Geschwistern an ihrem Vater aufgefallen, so daß sie in späteren Zeiten manchmal auf den Gedanken kamen, es laste irgend ein großes Vergehen, eine schwere Schuld auf seiner Seele, die keine Reue zu tilgen vermöge. Und doch, — verglichen sie damit seinen unsträflichen Wandel, seine Gottesfurcht, strenge Enthaltsamkeit und Mäßigung, seine aufrichtige Menschenliebe und seine weisen Lehren, so verwarfen sie ihren Argwohn mit Heftigkeit und schrieben seine Verstimmung und Menschenscheu, die zuletzt in Schwermuth ausartete, auf Rechnung eines kränklichen und siechen Körpers, der auch ein sittlich reines Gemüth zu trüben vermag. Mit gespannter Erwartung, die fast zu einem ängstlichen Herzklopfen sich steigerte, blätterten sie daher die Schrift auf, die sich als der Lebenslauf ihres seligen Vaters ankündigte und Moritz las, oft unterbrochen durch kindlichen Schmerz, seinen Geschwistern Folgendes vor:

Wenn ihr meine innigst geliebten Kinder diese Zeilen leset, bin ich nicht mehr unter euch, sondern habe hoffentlich den stillen Gottesfrieden gefunden, den

mir die Erde nicht zu geben vermochte. Ich bin dann des Körpers ledig, den ich als eine schauervolle Last so viele Jahre zu tragen, gezwungen war; ich bin dann erhaben über das Urtheil der Welt, welche fast immer nur nach dem äußeren Schein richtet und über unbefugt vor ihren Richterstuhl gezogene Thaten leichtfertig den Stab bricht. Ich bin dann frei von den Ketten, die wiewohl jedem Auge unsichtbar, hinter mir her rasselnd, mich bis zum letzten Pulsschlage an meine Schuld erinnerten, aber auch erhaben über die Schaam, die mich, so lange ich in eurer Mitte lebte, von einem Geständniß zurückhielt, das ich mit Ruhe in dieser Schrift vor euren Augen enthülle. Beklaget euren euch theuren Vater jener Ketten wegen; wünschet ihm Glück, daß er sie am Grabe ablegen durfte, allein lernet auch aus seinem Leben, daß der Schritt zur Sünde und zum Verbrechen weit leichter ist, als das unerfahrene, reine, jugendliche Herz es sich vorstellt und lasset euch durch sein Beispiel warnen, von Gottes Wegen auch nur einen Finger breit zu weichen.

Mein Name ist nicht Rothenberg, sondern Rougemont, Frankreich mein Vaterland und Clermont meine Vaterstadt. Dort in einem lieblichen und reizenden Thal des Gebirges von Auvergne, auf Reben umkränzten

Hügeln, unter einem milden, freundlichen und Segen-spendenden Himmel erwachte ich zum Leben, dort genoß ich die schuldlosen Freuden einer allseitig begünstigten Kindheit und Jugend, dort empfing ich die ersten Eindrücke und Lehren, und ich ergriff sie mit der Lebhaftigkeit, die meinen Landsleuten so eigen ist. Dort aber trat auch die erste Sünde in mein Bewußtsein — die Lüge. Mein Vater, ein sehr bemittelter Kaufmann, stimmte mit meiner Mutter darin völlig überein, daß man das Leben nicht zu ernst nehmen und namentlich Kindern ihre Jugend nicht verbittern müsse. Bald, nur zu bald sei diese frohe und harmlose Zeit dahin und es sei Unrecht, sie den Kindern durch vieles Lernen und eine strenge Zucht zu trüben. Das spätere, öffentliche Leben sei ernst genug und nehme den Jüngling bald in die Schule, um ihn an ein gesetzliches Leben zu gewöhnen und eingeschlichene kleine Erziehungsfehler zu tilgen. Es sei daher mindestens überflüssig, diesem strengen Schulmeister vorzugreifen und Kinder schon früh mit den strengen Gesetzen der Welt bekannt zu machen und sie denselben zu unterwerfen. Ein Kind müsse spielen und spielend lernen und zwar nur das, woraus es späterhin wahren Nutzen schöpfen könne. Diese leichtfertigen Grundsätze

der Aeltern erſtreckten ſich auch über meine ſittliche Entwicklung. Es wurde von ihnen wenig gerügt und mancher ſogenannte dumme Streich, den ich übte, lächelnd entſchuldigt oder ganz überſehen. So ließ ich denn auch eines Tages, als ich zufällig allein im Zimmer war, den Kanarienvogel der Mutter, ihren Liebling, aus dem Käfichi, um mit ihm zu ſpielen und erſchrack nicht wenig, als das kleine Geſchöpf, ſeine Freiheit merkend, aus dem offenen Fenſter huſchte und wegflog. Ich lockte es vergebens durch vorgehaltenen Zucker und weinte endlich bittere Thränen über mein Mißgeſchick. Doch das ſtellte ſich mir feſt: „die Mutter dürfe es nicht erfahren“ und zu dem Ende log ich und log ſo ehrlich und treuherzig, daß kein Verdacht auf mich fiel, ſondern alle Schuld dem Stubenmädchen beigemeſſen ward, das für ſeine Fahrläſſigkeit einen ſo ſcharfen Verweis erhielt, daß es im Bewußtſein ſeiner Schuldloſigkeit unſer Haus verließ. Als ich ſah, wie leicht es ſei, eine Dummheit wieder gut zu machen und einen Fehltritt zu verbergen, wandte ich das Mittel, das mir ſo trefflich geholfen hatte, öfters an, ohne zu bedenken, welchen Verdruß und Schaden ich dadurch Andern bereitete, die meine Schuld auf ſich nehmen mußten.

Bei meiner großen Lebhaftigkeit überſprang ich, je älter ich wurde, um ſo dreiſter die engen Schranken, die ein weiſes Geſetz den Kindern zieht und wußte mich dabei ſo klug zu drehen und zu wenden, daß meine Aeltern es theils nicht merkten, theils über mein Talent lächelten und zufrieden mit dem fähigen Kopf, den ich überall bewies, die ihrer Meinung nach unbedeutenden Fehler überſahen, welche, wie ſie hofften, ſich ſpäterhin von ſelbſt legen würden. Ich war 14 Jahr alt und ein fertiger Lügner, der mit dreiſter Stirn ſich aus jeder Verlegenheit zog, mit dem ehrlichſten Geſicht jeden Verdacht von ſich und auf Andere, meiſtens das dienende Perſonal im Hauſe, zu werfen wußte und für jede ſtrafbare Umgehung eines Geſetzes eine Entſchuldigung erſann, welche Glauben fand und dennoch — war ich nicht verdorben. Eine angeborene Gutmüthigkeit ſtand gleichſam als ein guter Engel mir zur Seite. Ein weiches, für alles Gute empfängliche Herz war mir trotz dem geblieben. Meine Lügenhaftigkeit war mehr ein Spiel meiner Einbildungskraft, als die Frucht moraliſcher Verdorbenheit. Ich war nie ſchadenfroh und hämiſch, ſondern nur leichtſinnig. Nie erwog ich die möglichen Folgen einer That und Rede, nie gab ich mir die langweilige Mühe,

das Strafbare meiner Neigung zu unterſuchen. So wie viele Knaben ihre Luſt daran haben, Schmetterlinge zu fangen, eine Mineralien-, Eier- oder Wappenſammlung anzulegen, ſo war es mir das größte Vergnügen, ja es wurde mir bald zum Bedürfniß, mich durch eine Lüge aus der Noth zu ziehen und dieſe Noth trat bei meiner Lebhaftigkeit, Arbeitsſcheu und Vergnügungsſucht täglich ein.

Doch bald darauf änderte ſich meine Lage. Mein Vater ſtarb und es fand ſich viel weniger Vermögen vor als man geglaubt hatte. Meine Mutter ſah ſich darum genöthigt, ſich ſehr einzuſchränken und alles Entbehrliche zu veräußern um ehrlich zu beſtehen. Wollte mir nun ſchon dieſe Beſchränkung gar nicht in den Kopf, ſo wurde ich noch mehr beſtürzt, als mir angekündigt ward, daß ich das Vaterhaus verlaſſen und in das Comtoir eines nahen Verwandten wandern müſſe, den ich als einen höchſt peinlichen und ſtrengen Geſchäftsmann kannte. Zum erſten Mal ließen mich meine Ränke und Ausflüchte im Stich. Es wurde auf ſie gar keine Rückſicht genommen. Ich mußte ohne Weiteres gehorchen. Dieſer mir ſo neue Zwang erweckte in meiner Bruſt den erſten Haß, den ich früher bei meinem frohen Temperament und meiner

genußreichen Jugend nicht gekannt hatte. Ich haßte den ernsten, strengen Mann, der auf meine Reden nicht hörte, sondern indem er mich beim Ohrzipfel faßte, mit unfreundlicher Miene sagte: „ich kenne Dich, Bursche! Du irrst Dich, wenn Du meinst, mit Deinem Vater zu reden. Der glaubte Deinen Windbeuteleien, doch mich sollst und wirst Du nicht foppen, dafür stehe ich. Schickst Du Dich, so werde ich Dein väterlicher Freund sein und Du sollst mein Sohn heißen, doch ich werde Dir auch ein strenger Herr und Richter sein, wenn Du Deine Schuldigkeit nicht thust. Hast Du mich verstanden?“ —

Ich tobte innerlich. So hatte noch Niemand mit mir geredet, so noch Niemand über meinen Vater geurtheilt Der Gedanke, daß er mir auf ewig dahin sei, erwachte jetzt erst mit seiner ganzen Gewalt und ich weinte mich satt und weniger darüber, den Vater, als einen Freund verloren zu haben, der mich stets mit sanfter Milde behandelte und von einem Kinde nicht die Tugend des Mannes begehrte. Dieser schmerzliche Rückblick in schönere Tage, diese Aussicht auf eine freudenlose Lage, auf einen Kerker, in welchem ich die schönsten Jahre der Jugend, beim Schreiben und Rechnen verzehren sollte, er machte mich so

wüthend, daß ich die Faust ballte und endlich bitter lachend ausrief: „Wohlan, wir wollen sehen, wer von uns Beiden der Listigste ist und ob es mir nicht gelingen sollte, Dich Scharfblickenden hinter's Licht zu führen.“ Ich entwarf auf der Stelle meinen Schlachtplan und faßte dem gemäß den festen Vorsatz, mich anfangs geduldig zu fügen, den gestrengen Herrn durch Gehorsam und Unterwerfung sicher und treuherzig zu machen, mir durch den angestrengtesten Fleiß sein Wohlgefallen zu erwerben und dann nach und nach den Alten zu überlisten. Ich würde diese strafbaren Pläne vielleicht nicht gefaßt haben, wenn sich der alte Oheim oder Vetter, wie soll ich ihn nennen? — nicht gegen mich seiner Klugheit, seines geistigen Uebergewichtes gerühmt, wenn er mich von einer andern Seite gefaßt hätte. Denn auch das verwahrloseste jugendliche Gemüth ist biegsam und wenn es nicht durch und durch verwildert ist, für gute Eindrücke empfänglich. Es treffe nur der Lehrer und Erzieher die rechte Saite und sie wird wohl ertönen. Allein daß der alte Griesgram, wie es mir schien, mich verachtete, das reizte meinen Trotz und ich wollte ihm beweisen, wie sehr er sich in mir geirrt habe. Daß ein solcher Plan nur mit meinem eigenen Verderben endigen könne,

fiel mir nicht ein. Das Leben galt mir als ein Spiel ohne Beziehung auf etwas Beſſeres, Höheres und Ewiges. Dies war in mir niemals geweckt worden. Ich hatte keine Ahnung von dem wahren Werth des Lebens und ſeiner Verknüpfung mit einer überſinnlichen Welt. Nichts Traurigeres kann daher einem Kinde widerfahren, als wenn es von ſeinem Erwachen an, nur das Irdiſche und Eitle um ſich erblickt, wenn in ſeinem empfänglichen Gemüth keine Ahnung des Höheren, kein religiöſer Gedanke, kein frommes Gefühl geweckt wird und ſich ihm durch den Leichtſinn ſeiner Erzieher der Himmel verſchließt. Ach, durch welche ſtrenge Schule muß das Kind dann ſpäter gehen, um dem Leben und der Wahrheit gewonnen zu werden! Und Heil ihm, wenn ſich ihm dieſe Schule der Leiden noch öffnet und der Lehrer ſich findet, der ſeinen Geiſt dem Verderben entreißt! Auch mir wurde im Vaterhauſe jener Himmel nie geöffnet und er war in meinen Augen nichts als das blaue Gewölbe, an welchem ſich nach ewigen Naturgeſetzen, Sonne, Mond und Sterne drehen und das Reich des Ueberſinnlichen und Unſichtbaren hatte für mich nur die Geltung, daß ich es nach Belieben mit Fee'n und Elfen bevölkerte und in daſſelbe all die Spukgeſtalten verſetzte, die die

kindliche Einbildungskraft erregen. Von der Religion lernte ich im Vaterhause nur die äußere holzige Schale kennen und verachtete sie, weil sie in kurzer Zeit meinem lebhaften Geiste nichts mehr zu denken gab. Die seelenlosen Gebräuche der Kirche, zu der ich gehörte und die sich nur meinem Gedächtniß einprägten, die Gebetsübung, die nichts als Lippengeplärr war, der ganze Gottesdienst, dessen äußerer Pomp nur eine kurze Zeit meine Sinne bestach, bot meinem jugendlichen Leichtsinn zu viel lächerliche Seiten dar, als daß ich nicht das ganze Gebiet der Religion hätte verachten sollen. Doch eben darum, weil mir jede Scheu vor dem Heiligen fehlte, reifte in mir ungehindert der Vorsatz, meinen Wohlthäter zu betrügen und mein Leben dem Genuß und Vergnügen zu weihen und dies strafbare Bemühen gelang über die Erwartung. Der alte Ohm wurde durch meinen emsigen Fleiß und pünktlichen Gehorsam, durch meine Ordnungsliebe und Bescheidenheit, durch fleißigen Besuch der Messe, und ein stilles zurückgezogenes Leben, von meiner Sinnesänderung fest überzeugt und schrieb seiner Klugheit und Festigkeit zu, was nichts weiter als ein consequentes Durchspielen einer einstudirten Rolle war. Er vertraute mir daher bald Wichtigeres an und weihte

mich in einige Handelsgeheimnisse ein, doch weil ich überall Netze und Fallstricke witterte, bestand ich in jeder Prüfung und war ein Muster der Verschwiegenheit. Drei Jahre waren so in meinem Kerker am Comtoir verschwunden, als ich von dem Oheim mehr Freiheit erhielt, die ich, seine Spione fürchtend, nicht mißbrauchte, bis ich endlich in meinem zwanzigsten Jahre dieselbe so erweitert sah, daß ich von meinen Mußestunden keine Rechenschaft mehr abzulegen brauchte. Das hatte ich gewollt. Frohlockend erblickte ich mich am Ziele, das ich durch seltene Willensfestigkeit errungen hatte. Ich mußte mich nun ja natürlich dafür belohnen, doch war ich in der Kunst zu heucheln ein solcher Meister geworden, daß ich mir den Schein der Tugend und Sittlichkeit erhielt, während meine Brust der Tummelplatz der gefährlichsten Leidenschaften war.

Ich lernte um diese Zeit mehrere junge Leute meines Alters und Standes kennen und gleiche Neigung und Lust zur Ungebundenheit führte uns schnell näher. Die meisten Stunden brachten wir beim Spiel und Becher zu. Ich selbst spielte mit Glück und hatte mir von dem Gewinn eine für mich ganz ansehnliche Privatkasse zugelegt. Doch hielten wir uns in den Schran-

ken der Mäßigung und die Einsätze überstiegen unsre Kräfte nicht. Es war mehr das Spiel selbst, das wechselnde Glück, und die Beobachtung seiner Launen, was mich an den Faro tisch fesselte, als die Habgier und daher ahnte ich davon keine Gefahr für mich. Ach, ich bedachte nicht, daß aus dem Scherz so leicht Ernst werden kann und daß jedes Laster mit einem Spiel mit der Sünde beginnt!

Eines Abends gesellte sich zu uns ein Bekannter, der früher Offizier gewesen war, und jetzt zu der Klasse jener Glücksritter gehörte, die es nicht übel nehmen, das launische Glück sich dienstbar zu machen und die Kunst verstehen, in der Gluth fremder Leidenschaften ihr Eisen zu schmieden. Wir fühlten uns durch seine Freundschaft geehrt, denn er trug das Ludwigskreuz. Doch diese Kreuzspinne wußte ihr Netz so trefflich aufzuhängen, daß wir wie die Mücken und Fliegen uns darin fangen mußten. Es wurde wieder zu den Karten gegriffen, und diesmal übernahm der Ritter die Bank. Meinem Glücke vertrauend, pointirte ich mit gewohnter Ruhe und war bald von aller Baarschaft entblößt. Ich lieh von den Freunden und auch dies war in den nächsten Minuten verloren. Dasselbe Schicksal hatte meine Spielkasse, die

ich, rasch nach Hause eilend — bis auf den Grund leerte. Nun wollte der Ritter aufhören, allein gerade dies machte mich hitziger und da überdies fleißig dabei die Becher geleert wurden, so gerieth mein Blut in fieberhafte Wallung. Ich mußte mein Geld wieder haben. Auch die übrigen Freunde, die Viel verloren hatten, nöthigten den Offizier, zu bleiben. Rasch stürzte ich durch die Nacht nach Hause, ohne zu wissen, was ich dort wollte, denn meine Kasse war erschöpft. Allein der Teufel weiß Rath, wenn der Mensch auf bösem Wege wandelt und seine Sinne sich verwirren. Hatte ich nichts — nun, um so mehr hatte mein Principal. Ein tüchtiger Griff in seine Kasse und die Sache war gemacht. Ich hoffte überdies mit Bestimmtheit, daß das Glück mit dem Kühnen sein werde und wollte dann ehrlich und redlich das Genommene wieder herausgeben. Um aber jeden Verdacht von mir abzuziehen, bog ich die schwachen Eisenstäbe vor dem Fenster unsers Comtoirs zurück, daß sie eine bequeme Lücke bildeten und drückte dann leise eine Scheibe ein. Nun öffnete ich mit Hülfe meiner Schlüssel die Thür des Hauses und des Comtoirs und mit Hülfe eines Nagels, den ich zufällig fand, erbrach ich, begünstigt durch ein schwaches Mondlicht, ohne

Mühe das Schloß eines Schrankes, worin mein Principal bedeutende Summen bewahrte. Doch ich suchte vergebens danach und meine gereizte Stimmung steigerte sich bis zur Wuth, da mir nun jede Möglichkeit genommen war, meinen Verlust nachzuholen. Allein wer malt mein Entsetzen, als sich plötzlich die Thür öffnete und mein Oheim im Nachtkleide hereintrat. „Bube" schrie er mit gellender Stimme, „endlich ertappe ich dich! das sollst du mir büßen." Mit diesen Worten stürzte er auf mich zu. Doch ohne einen Laut zu erwiedern und noch immer hoffend, durch eine Lüge mich zu retten, packte ich mit der ganzen Kraft den schwachen Mann und warf ihn gegen den Schrank, daß er ächzend zu Boden sank, worauf ich schnell das Weite suchte. Allein ich fand die Hausthür verschlossen und suchte vergebens den Schlüssel, den ich im Schlosse hatte stecken lassen. Der Alte mußte ihn ausgezogen haben. Ich war folglich gefangen und tobte darüber wie ein wildes Thier. Zehn Entschlüsse durchkreuzten sich in mir, doch ich sah keinen andern Ausweg, als den, dem Oheim den Schlüssel zu entreißen, da auch vor den Fenstern der Hausdiele Eisenstäbe waren, die Hinterthür aber nach einem dicht umschlossenen Hof führte. Ich eilte daher in's

Comtoir zurück, wo ich den Alten noch immer tief stöhnend auf dem Boden liegend fand. Gierig durchsuchte ich seine Taschen und machte dabei eine Entdeckung, die mich außer Fassung brachte, ich merkte nämlich, daß er aus einer Kopfwunde blutete. Angstvoll rang ich die Hände, dann ergriff ich zitternd den gefundenen Schlüssel und stürzte hinaus ins Freie, um meine innere Gluth zu kühlen. Doch ich fand keine Linderung und als ich meine verbrecherischen Hände zum Himmel aufhob und zu beten versuchte, hörte ich das Gelächter der Hölle um mich und es war mir, als flüsterte eine Stimme mir zu: „nun bist Du mein.“ — Jenes Gelächter rührte nun zwar von meinen Genossen her, die zechend und spielend mit ihrem wilden Jubel die Stille der Nacht unterbrachen, allein mir erschien es als das Lachen des bösen Geistes, der endlich in meiner Brust eine Freistätte gefunden hatte. Da ich mit leeren Taschen kam, wurde ich mit Spott und Hohn empfangen, doch ich verschmerzte meinen Unmuth darüber und hielt mich im Champagner für ein verfehltes Unternehmen schadlos, indem ich Glas um Glas wie Wasser hinabgoß. Da auch die Taschen der übrigen wilden Gesellen geleert waren, so hatte das Bachanal für diese Nacht ein

Ende und ich taumelte nach Hause. Eine Lüge, so stand es fest bei mir, sollte mich diesmal wieder und (ich gelobte es dem Himmel) zum letzten Male retten. Ich versprach ihm Reue und Umkehr, wenn ich nur dies Mal mit einem blauen Auge davon käme. Eitler und thörichter Wahn! vom Himmel Hülfe zu erflehen und gleichzeitig auf den Lippen eine Lüge zu haben! Ich mußte erndten, was ich gesäet hatte.

Sobald ich im Hause war, machte ich Lärm, weckte ungestüm die Dienstboten, rief nach Licht, schrie um Hülfe und meiner Rolle getreu, erzählte ich voll Angst den Bestürzten, den Herrn im Comtoir in seinem Blute schwimmend und das Fenster offen gefunden zu haben.

Noch immer schmeichelte ich mir mit der Hoffnung, daß der Oheim nur verwundet sei und sich erholen werde, denn ich konnte durchaus nicht begreifen, was ihm den Tod hätte geben können, da wir Beide unbewaffnet waren. Allein als die erschrockenen Leute mit Licht kamen und wir in's Zimmer stürzten, war seine Seele bereits entflohen. Bei dem schweren Fall, den er seitwärts gethan, hatte er sich denselben Nagel, mit dem ich den Schrank geöffnet hatte, in die Schläfe gestoßen und damit eine tödtliche Wunde empfangen.

Weinend und jammernd brachten ihn die Seinigen nach seinem Schlafzimmer und schickten nach dem Arzte. Eitles Bemühen. Er war und blieb todt. Mein Zustand war schrecklich und zum ersten Mal meiner selbst nicht mächtig vergaß ich meine Rolle, denn ich war ein Mörder geworden. Das Cainszeichen mußte wohl in leserlicher Schrift auf meiner Stirn sich zeigen, denn meine Hausgenossen gaben sich bedeutungsvolle Winke und wichen mir mit scheuem Argwohn aus, wiewohl ich mit ihnen klagte und jammerte.

Nach einer Nacht, die ich durchweinte und durchbetete, ward ich schon in der Frühe des folgenden Morgens in's Gefängniß geschleppt und noch an demselben Tage nahmen die Verhöre mit mir ihren Anfang. Zwar läugnete ich das Verbrechen, dessen man mich beschuldigte, mit kecker und frecher Stirn und beharrte auf meiner ersten Aussage, nämlich bei meiner Ankunft die Thür des Comtoirs offen gefunden und ein leises Gestöhne gehört zu haben, was mich bewogen habe, Lärm zu machen. Auch schienen die zurückgebogenen Stäbe und die zerbrochene Fensterscheibe für einen gewaltsamen Einbruch zu sprechen, so daß ich schon im Stillen triumphirte. Allein meine Zech- und Spielgenossen, die nicht so tief gesunken waren, um

einen Verbrecher durchſchlüpfen zu laſſen, traten gegen mich in die Schranken und erklärten einſtimmig, daß ich, nach dem Verluſt meines Geldes, nach Hauſe gegangen ſei, um friſche Summen zu holen, aber ſehr verſtört zurückgekehrt ſei, mit deutlichen Blutſpuren an den Händen, die ſie in ihrem unfreien Zuſtande keiner genaueren Unterſuchung werth gehalten hätten. Da ſich nun auch überdies durch eine genaue Unterſuchung ergab, daß die Eiſenſtäbe nicht ſo weit auseinandergebogen waren, um einem Erwachſenen das Durchzwängen zu verſtatten, da meine Hausgenoſſen meine Beſtürzung, die ich verrathen hatte, nicht verſchwiegen, da ſich endlich noch Blutſpuren an meinen Kleidern fanden: ſo wäre es Wahnſinn geweſen, durch längeres Läugnen meine Richter zu erbittern. Ich konnte dadurch nur meine Strafe erhöhen und meinen Zuſtand verſchlimmern. Daher geſtand ich mein Vergehen und trug es ganz der Wahrheit gemäß vor, ohne den geringſten Umſtand zu verſchweigen, indem ich hoffte, damit die Gerechtigkeit zu entwaffnen und eine gelinde Strafe für mich zu erwirken. Allein ich hatte mich geirrt. Was das Gericht Gnade nannte, war für mich das Entſetzlichſte, was mich treffen konnte. Ich wurde — mit Berückſichtigung

meiner Jugend — zu siebenjähriger Galeerenstrafe verurtheilt. —

Galeerenstrafe! Noch zittert meine Hand, indem ich dies Wort des Schreckens niederschreibe und doch sind 30 Jahre verflossen, seitdem es mir zum ersten Mal ertönte. Ach, ihr Glücklichen, ihr ahnet es nicht, worin diese Strafe besteht und wie ungeheuer elend derjenige ist, über den ein grausames Gesetz sie verhängt! Ihr beklaget den Armen, der sein Brod vor den Thüren seiner Mitbrüder sucht, den Verlassenen, der in der Nacht der Blindheit durch das Leben schleicht und nicht ahnt, wie schön Gottes Welt ist; den Taubgebornen, dem zugleich die Gabe der Rede und Mittheilung fehlt, den Krüppel, dem ein hartes Geschick den freien Gebrauch eines seiner Glieder versagt hat — und ihr wisset nicht, wie sehr alle diese Unglücklichen von dem Galeerensklaven beneidet werden. Ihr beklaget den Armen, der am Sarge seines Ernährers, an der Bahre seiner Kinder, auf dem Aschenhaufen seiner Haabe, auf den Trümmern seines Erdenglückes die Hände ringt. Ihr beklaget den Unglücklichen, der Jahre lang in der Einsamkeit seines dunklen Kerkers schmachtet und ihn nur verlassen darf, um sein Haupt dem Henkerbeil zu überliefern; ihr beklaget

den Negersklaven, der auf ewig von seinem Vaterlande getrennt, unter der Geißel seines Treibers blutet und das Recht, das man dem Wurme nicht entreißt, das Recht, sich seines Daseins zu freuen, verloren hat und doch — o wie glücklich sind alle diese Verlassenen und Leidenden, deren Herz aus tausend Wunden blutet, wie glücklich sind sie gegen den Galeerensklaven! Und mit Recht. Denn ihn hat die Menschheit als einen Aussätzigen ausgestoßen, ihm hat sie das infamirende Eisen aufgedrückt. Ihn flieht sie wie eine Klapperschlange, wenn seine Ketten seine Nähe melden. Vor ihm flüchtet sich das Kind bleich wie der Tod in den Schooß der zitternden Mutter, von ihm wendet sich der Jüngling wie der Greis voll Ekel und Abscheu und selbst der Räuber, wenn er noch nicht völlig verwildert ist, erschrickt, wenn sein Raubgenosse ihm sagt, er sei auf den Galeeren gewesen. Ihn trennt eine bodenlose Kluft von den Freuden und Leiden, den Wünschen und Hoffnungen, den Plänen und Entwürfen, von den sanften Gefühlen und Gebeten seiner Mitmenschen, ach und selbst von den Trostquellen, die jenseits dieser Kluft auch dem Elendesten seiner Brüder sich öffnen. Ach, nur ihr barmherzigen Schwestern, ihr milden Nachfolgerinnen des Heilands, nur ihr

besuchet den Ausgestoßenen in der Oede seines Daseins und träufelt Balsam in seine Wunden und schützet ihn vor Wahnsinn und Selbstmord. Und wenn seine Strafzeit endlich vorüber ist — ach, ihm verschließt sich auch dann jede Thür zur Umkehr, jede Bahn zum Guten, jeder Zugang zu dem Altar, an dem er das Opfer seines Dankes bringen und den Zeugen seiner Reue stellen will. Er ist bis an sein Grab gebrandmarkt, auf ihm haftet ewig der Makel der Sünde. Er bleibt fort und fort ein Gegenstand scheuen Mißtrauens und stolzer Verachtung, wenn nicht des Abscheues. An seine Besserung glaubt Niemand, über seine Gelübde spottet selbst der Leichtgläubigste und darum bleibt ihm nichts übrig, als die Lehren seiner ehemaligen Kameraden zu beherzigen und fortzuschreiten auf der Bahn, die ihn aufs Neue und dann auf immer auf die Galeere führt. Und darum leuchtet dir Unglücklichen nicht mehr das Angesicht der Gnade; dein leises Gebet dringt nicht bis zu den Wolken empor! Auf dein Geschrei ist die ganze Schöpfung taub oder es ist dein Gewinsel ein gellender Mißlaut in der Harmonie derselben. Aber vielleicht findest du einen schwachen Ersatz für deine Schmerzen und Leiden bei deinen Genossen, die wie

du an die Marterbank geschmiedet sind? Ihr Mitleid, ihre Theilnahme ist dein Trost und du trägst leichter dein Eisengewicht? — Doch suche keine Theilnahme bei Galeerensklaven. In ihrem Auge ist jede Thräne versiegt, in ihrer Brust ruht jedes menschliche Gefühl unter der undurchdringlichen Rinde der Selbstverachtung. Nur zu boshafter Tücke und Schadenfreude verzerrt sich ihr Gesicht, und nur die Sünde ist als Schlacke in ihrem ausgebrannten Herzen zurückgeblieben. An diese Verworfenen fesselt dich die schwere Eisenkette, die deinen Leib umpanzert; sie sind deine Bettgenossen, deine Mitarbeiter, deine Gesellschafter und Lehrmeister. Nur ihre schmutzigen Reden, nur ihre heillosen Thaten, ihre abscheulichen Erfahrungen, ihre ruchlosen Vorsätze und Entwürfe, ihre Verfluchungen und Lästerungen vernimmt dein Ohr, und deine menschliche Schwäche ist ihnen Bürge, daß auch du nach Jahren eine Pestbeule der menschlichen Gesellschaft geworden bist.

An diesen Auswurf der Menschheit sollte auch ich geschmiedet, an dies grauenhafte Loos sieben lange Jahre hindurch gekettet werden. Ich war darum in Verzweiflung, als ich dies Urtheil vernahm. Ich bat und flehte zu den Füßen meiner Richter um Linderung

meiner Strafe, oder um den Tod von Henkershand. Ich erinnerte sie an meine große Jugend und an den Jammer meiner Mutter, die schon seit längerer Zeit siech und kränklich, durch die Nachricht von meinem Vergehen in ein hitziges Fieber gefallen war. Ich gelobte mit dem schwersten Eide die gründlichste Besserung, nur möchte man mich mit einer so schmachvollen Strafe verschonen. Allein das Gesetz war unerbittlich, zumal da ich von jeher nicht im besten Rufe gestanden hatte. An demselben Tage, an dem meine Mutter, zu tief erschüttert durch die Schmach, die mich und damit auch sie selbst getroffen, von der sanften Hand des Todes berührt ward, drückte die harte Hand des Büttels auf meiner Schulter — das Brandmarkende Eisen ein und ich schleppte mich vernichtet, in meinen Kerker zurück. Denn mein Erdenloos war nun entschieden. Der Gedanke, für meine ganze Lebenszeit verloren zu sein, und all die schönen Träume von Glück und Genuß, die ich genährt hatte, auf immer aufgeben zu müssen, brachte mich fast zum Wahnsinn und hätte mich zum Selbstmörder gemacht, wenn sich mir irgend ein tödtliches Werkzeug dargeboten hätte.

Noch an demselben Tage wurden mir eiserne Ringe um die Knöchel genietet, doch wurde mein Hals mit

dem Eisenbande vorläufig noch verschont, weil ich durch die Rohheit des Henkers, dem ich nicht still hielt, mit dem Glüheisen am Nacken verletzt worden war, und die stark entzündete Stelle erst heilen sollte. Gefesselt an mehrere andere Verbrecher, die gleich mir zur Galeere verurtheilt waren, Taugenichtse, deren Züge ihre innere Verworfenheit beurkundeten, bestieg ich in völliger Betäubung und niedergeschmettert durch die Felsenlast meines Geschickes den Karren, der mich nach Toulon bringen sollte. Bald lagen die reizenden Rebenhügel meiner Vaterstadt hinter mir, bald verschwand auch sie selbst aus meinem Blicke und mit ihr das letzte Band, das mich an die Vergangenheit knüpfte und das letzte Bild meiner Jugendträume und vor mir dehnte sich die finstere Oede meiner Zukunft aus, aus deren grauenhaften Schooße eine Schreckgestalt nach der andern auftauchte, um mein Blut zu Eis erstarren zu lassen.

Es war am zweiten Abend unserer traurigen Reise, als unser Karren vor dem Wirthshause eines Dörfchens still hielt, in welchem wir die Nacht zubringen sollten. Auf dem beschränkten Platz vor dem Hause stand ein Kaleschwagen, der etwas bei Seite geschoben werden mußte, um uns Raum zu verschaffen

und mein Blick begegnete dabei einem saubergekleideten schon bejahrten Reisenden, der mich und meine nunmehrigen Kameraden mit scharfem Blick musterte und sich, während wir uns langsam vom Karren herabschleppten, mit dem uns führenden Gensd'armen unterhielt. Auch hatte die Neugier mehrere Bewohner des Dorfes näher geführt, doch eine natürliche Scheu vor unsern Ketten hielt sie in gemessener Entfernung. Nur ein blühendes, junges Weib, ein liebliches Kind auf ihren Armen, trat mir nahe und gab dem Kleinen ein Stück Brod, welches mir von ihm lächelnd zugelangt wurde. Es war feines, wolliges Waizenbrod. Dies Mitleid rührte mich unbeschreiblich. Es war ein Lichtblick, der die Nacht meines Lebens durchblitzte und es war mir, als hätte sich doch noch nicht jedes Band mit der Menschheit für mich gelöst und als hätte ich ein Recht, noch hoffen zu dürfen. Meine Thränen netzten die freundliche Gabe und diese Thränen retteten mich.

Es war schon tief in der Nacht, als mir in dem engen und dumpfen Stalle, der uns zum Quartier angewiesen worden war, vor Müdigkeit die Augen zufielen und ein mitleidiger Traum, der entsetzlichen Wirklichkeit mich entführend, eine Scene aus meinen

Kinderjahren mir vorgaukelte. Doch eh' ich mich recht an dem heiteren Gebilde erquicken konnte, wurde ich geweckt. Ich ſtarrte um mich. Da hörte ich eine Stimme mir zuflüſtern, mich ſtill zu verhalten. Zugleich wurde eine Feile an die Fußringe, die meine Ketten hielten, geſetzt und ſo leiſe, wie es ſich thun ließ, an der Löſung derſelben gearbeitet. In wenig Minuten war die Arbeit geſchehen und die Kette ſacht bei Seite gelegt. Darauf faßte mich ein kräftiger Arm und zog mich ohne Geräuſch in's Freie. Es war der Gensd'arme, der mich befreit hatte und ich ſtarrte ihn an, wie ein Nachtwandler. Doch eh' ich noch Zeit hatte, über dies Wagſtück nachzudenken, ſagte er zu mir mit ſanfter und weicher Stimme: „mein Sohn, ich habe gegen ein heiliges Geſetz gehandelt, denn ich habe deine Kette gelöſt. Allein ich habe es gewagt, weil ich deiner Jugend die Kraft der Beſſerung zutraue. Nur gelobe mir hier feierlich, mich nie zu verrathen. Der Fremde, den du geſtern Abend bemerkt haſt, ein deutſcher Kaufmann, den dein Schmerz tief gerührt hat und der ſich bei mir nach dem Verbrechen erkundigt hat, das dich in's Eiſen gebracht, will es wagen, dich deinem Elend zu entreißen und hat mich bewogen, ihm dazu die Hand zu

bieten. Da er in diesem Augenblick abreist und auf dem geraden Wege nach der nicht weit entfernten Schweitz, so hoffen wir Beide, daß das gewagte Unternehmen gelingen werde. Mißbrauche deine Freiheit nicht, sondern werde ein guter Mensch."

Ohne auf den Erguß meines dankerfüllten Herzens zu hören, schob er mich rasch in die Kalesche und entfernte sich. Noch war ich wie im Traume, als der Schwager Postillon die Pferde vorlegte und Jemand zu mir einstieg, der mir, als er sich von meiner Anwesenheit überzeugte, zuflüsterte, mich ja still zu verhalten. Darauf zog er, begünstigt durch ein unfreundliches Wetter, das schirmende und mich versteckende Leder zu, und während der Wagen rasch dahin rollte, hockte sich mein Retter nieder und kramte im Sitzkasten umher, in welchem er bald für mich die nöthige Kleidung gefunden hatte. Ich vertauschte nun diese mit meinem Armensünderjäckchen, welches in einem dichten Gebüsch, wodurch der Weg uns führte, jedem menschlichen Auge entzogen ward. Auch für meinen kahl rasirten Kopf fand sich eine Haartour, die meine verdächtige Blöße verhüllte und mich völlig unkenntlich machte. — Welch' ein Opfer der edle Mann — ach, es war ja Niemand anders, als mein ewig

unvergeßlicher Gerhold — gebracht hatte, um mich dem Abgrund des Elends zu entreißen, erfuhr ich zufällig erst späterhin. Er hatte mich von dem Gens-d'armen für 1000 Fr. losgekauft. Beim nächsten Pferdewechsel durfte ich mich noch nicht blicken lassen, sondern verbarg mich tief auf dem Boden der Kalesche, doch als im Lauf desselben Tages ein neuer Postillon frische Pferde vorlegte, fand mein Erretter es nicht mehr gewagt, mich die Rolle seines Dieners übernehmen zu lassen und unter dieser Maske gelang es, sowohl die uns begegnenden Gens-d'armen wie die Grenzwächter zu täuschen.

Nicht eher als in den freien Thälern der Schweitz, wo ich in Sicherheit war, konnte ich dem edlen Manne meinen Dank sagen. Weinend lag ich zu seinen Füßen und gelobte ihm und Gott, durch Tugend und Sittlichkeit meiner gewonnenen Freiheit mich werth zu machen. Er sah mich eine Zeitlang mit stummer Rührung an, dann aber mußte ich ihm, so genau und vollständig als möglich, meine Lebensgeschichte erzählen. Sie sollte ihn belehren, ob er verständig und Gott wohlgefällig gehandelt habe, oder ob es Thorheit und Sünde gewesen sei, mich meiner Strafe zu entführen. Ich that es ohne Vorbehalt und jene

falsche Schaam, die sich vor einer gerechten Demüthigung krümmt. Oefters schüttelte er dabei schweigend das graue Haupt, doch seine stille Rührung blieb unverändert. Endlich sagte er: „ich sehe, es ist bei dir noch unendlich viel nachzuholen und das Werk deiner Besserung ein weit mühsameres, als ich es mir vorgestellt. Dir fehlt Alles, was mir die Bürgschaft deiner Sinnesänderung gewährt, denn der gute Wille, das innige Dankgefühl, das Bewußtsein, ein solches Verbrechen, wie das von dir verübte, nicht in seinem ganzen Umfang beabsichtigt zu haben — alles dies ist ein Thau, den der nächste warme Sonnenblick deines Schicksals hinwegleckt. Du bist Gottlob nicht verdorben, und ich freue mich, daß mich mein Scharfblick nicht getäuscht hat. Allein dir fehlt der religiöse Grund und Boden, die innere Wahrheit, die Erkenntniß Gottes und deiner Menschenbestimmung, das höhere Selbstbewußtsein und die Ahnung deines ewigen Glückes. Armer Jüngling! Was man dir dafür gab, war eine äußere Schale, ein todtes Ceremoniel, es waren Worte ohne Sinn und Gehalt. Ich darf dich daher nicht bei mir behalten, wie ich es anfangs beabsichtigte. Dein Geist und Herz muß erst erleuchtet und gebildet werden. Habe ich indeß das Eine gethan

so will ich auch das Andere thun, auf die Gefahr, daß du Gutes mit Bösem vergiltst. Ich habe in diesen Thälern einen Freund. Er ist Pfarrer und mehr als dies, er ist Seelsorger in seiner Gemeinde, ein Mann von gediegenem Wissen, hellem Geiste und dem frommsten Eifer. Er wird dich gewiß aufnehmen und in einem schöneren Sinne, als ich es bin, dein Retter werden."

Zu ihm ging denn also unsre Reise. Schon nach einigen Tagen trafen wir bei ihm ein, dem frommen Jünger des Herrn und gleich nach der ersten herzlichen Begrüßung, machte ihn Gerhold mit meinem Leben und seiner gewagten That bekannt und legte ihm seinen Wunsch an's Herz. Der Pfarrer erklärte sich bereit, ihn zu erfüllen, da es galt, eine Seele zu retten. Schluchzend riß ich mich aus den Armen des Theuren los, der mit mehr als Samariterliebe mich dem Tode entrissen hatte und gelobte es ihm noch einmal unter Gottes freiem Himmel, mich seiner Liebe werth zu machen.

Hier in der Abgeschiedenheit von der Welt, umgeben von einer gewaltigen und zum Herzen redenden Natur, im stillen Kreise einer gebildeten, heiteren und gottesfürchtigen Familie, umringt von den Beispielen

des Guten, mit schonender Liebe und doch würdigem Ernst behandelt, erwachte ich zuerst zum Selbstbewußtsein und zu einem besseren Leben, so daß ich mir oft wie ein Abgeschiedener vorkam, der von dem Staube der Erde in das Lichtreich des Himmels versetzt ist. Mehr als der Religionsunterricht, den der fromme Mann mir täglich ertheilte, wirkte sein eigener Wandel und der vertrauliche Verkehr mit ihm und den Seinigen. Denn in Allem, was Pfarrer Winter sprach und that, drückte sich sein frohes Gottvertrauen, sein Wahrheitssinn, seine Biederkeit und Pflichttreue aus, ohne daß er deshalb ein Frömmler und Kopfhänger gewesen wäre. Er gab mir die Bibel in die Hand, und als ich erst etwas mehr mit der deutschen Sprache vertraut war, erklärte er mir, was mir dunkel und unverständlich war. Daneben mußte ich mich viel mit der Landwirthschaft und der Obstbaumzucht beschäftigen und täglich, was ich erlebt und an mir erfahren, niederschreiben, um immer bekannter mit mir selbst zu werden. Denn er war der Meinung, nichts führe so sehr zur Selbsterkenntniß und damit zur Wahrheit, als die genaue Führung eines Tagebuches. Wer sich täglich über sich selbst Rechenschaft ablege und den Gang seines inneren Lebens nie aus den Augen

verliere, sondern ihn gleichsam mit der Feder in der Hand begleite, der verhüte damit am sichersten jeden Selbstbetrug, womit die Sünde beginne. Es sei dabei nicht zu fürchten, daß der Geist seine freie Regsamkeit verliere und sich einschüchtern lasse, da es ja kein fremdes Auge sei, was sein Handeln belausche und ein Tagebuch nur eine schriftliche Beichte sei, unzugänglich dem Aug und Ohr jedes Fremden.

Vier Jahre verbrachte ich in dieser glücklichen Einsamkeit und wechselte während dieser Zeit fleißig Briefe mit meinem Wohlthäter Gerhold, der für mich ein reiches Kostgeld zahlte. Da ward ich, zur evangelischen Kirche übergetreten, von ihm zu einer andern Bestimmung abgerufen. Unser Zusammentreffen war das herzlichste und die Stunde desselben gehörte zu den seligsten meines Lebens. Ich hatte in ihm einen Vater gefunden und er blieb es bis an sein Ende. Ein Jahr fesselte mich mit Liebesbanden an sein Haus und ich lernte bei ihm das, was mir noch fehlte namentlich die deutsche Sprache, worin ich mich so vervollkommnete, daß bald Niemand in mir den Ausländer entdeckte. Doch bei meiner überwiegenden Neigung zum Landleben änderte Gerhold seinen Plan, mich zu seinem Compagnon zu machen und gab gern seine

Einwilligung dazu, daß ich bei einem Pächter in der Nähe mich zum Landwirth ausbilden durfte und als ich mein sechs und zwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte, setzte mich mein edler Wohlthäter in eine Pachtung ein, die das Ziel aller meiner Wünsche war. Daß ich hier eure gute, sanfte, mir und euch viel zu früh entrissene Mutter als aufblühende Jungfrau kennen lernte, mich zu ihr hingezogen fühlte, ihr meine Hand anbot und sie zum Traualtar führte, unter den milden Thränen meines Wohlthäters, daß ich in Segebach von Gott mannigfach und unverdient gesegnet wurde — das will ich hier nur in der Kürze berühren, damit ihr auch an meinem Leben es erfahret, daß Gott nicht der Jehova Israels ist, der eifrige Gott, der die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied, sondern daß sein Wesen die Liebe ist, wenn er gleich als heiliger Gesetzgeber seine Gebote nie ungestraft übertreten läßt.

Ich besaß nun Alles von ihm, um mich glücklich zu nennen. Ich war nicht bloß dem Verderben entronnen, nicht bloß aus dem Schlamm der Sünde und des Elends emporgezogen, sondern es waren auch die Träume meiner Jugend in einer schöneren Weise, wie ich es je gewollt, in's Leben getreten. Ich befand

mich in einem Wirkungskreis, worin ich mit Luſt und Liebe arbeitete, beſaß eine Lebensgefährtin, die mit mir ein Herz und eine Seele war und euch meine lieben Kinder, die ihr aufblühtet wie die Roſen, an Leib und Seele geſund. Ich hatte an Gerhold und meinem Lehrer, dem Pfarrer Winter, den ich öfters beſuchte, Freunde, wie Gott ſie jedem ſchenken mag, ich genoß Achtung und Ehre in meiner zweiten Heimath und hatte wohl Urſache zu dem frohen Bekenntniß „lobe den Herrn und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan" — und gleichwohl war ich nicht glücklich. Je älter ich wurde und namentlich, als mir der Tod meine beiden Wohlthäter entriß — um ſo mehr ſchlich ſich ein Trübſinn in meine Seele, der ſie oft im tiefſten Schmerze aufzucken ließ. An meinem Leben nagte ein innerer Wurm, den ich nicht zu tödten vermochte. Und dieſer Wurm war nicht die Reue über meine jugendlichen Fehltritte und Verirrungen, denn ich wußte ja, daß ſie von Gott in die Tiefe des Meeres geſenkt worden waren. Ich hatte ſie ja durch meine Beſſerung wieder gut gemacht, auch war es nicht das ſchmerzliche Gefühl, aus meinem Vaterlande verbannt zu ſein, denn ich hatte in Deutſchland eine neue Heimath gefunden und ſie lieben

gelernt. Nein, es war das beugende, täglich und stündlich mich verletzende und strafende Bewußtsein, gebrandmarkt zu sein. Unvertilgbar war das Zeichen meiner Schmach und Schande mir eingebrannt und ich trug es als eine Centnerlast mit mir umher. Jedes Gespräch, das zufällig diese infamirende Strafe oder eine ähnliche berührte, jede Erwähnung der Stadt Toulon, jeder Besuch eines Franzosen, der in Handelsgeschäften reisete und seine Firma empfahl, übergoß mein Gesicht mit Leichenblässe und trieb mir den Angstschweiß auf die Stirn. Jede zufällige Entblößung der Schulter, im ehelichen Zusammenleben kaum zu vermeiden, ließ mich heimlich erzittern und argwöhnisch folgte ich dem Blick der unbefangenen Gattin, wenn der Zufall sie zur Zeugin meiner Toilette machte. Nur durch die peinlichste Vorsicht war es mir gelungen, dies Brandmal der Welt zu verheimlichen und wenn ich auch in Stunden der Andacht und des Gebetes Gott dafür dankte, indem dies Zeichen mein täglicher Warner und Lehrer blieb und mich vor jedem kleinsten Unrecht zurückschreckte, so kamen doch auch Tage und Stunden, wo es mich völlig elend machte. Denn so lange ich dies Brandmal trug, schien ich mir keine Stunde vor der Strafe sicher zu

sein. Die nächste schon konnte meinem erträumten Glück ein Ende machen und mich von Neuem in die bodenlose Tiefe des Elends stürzen. Dies Zeichen war ein unsichtbarer Faden, der mich noch immer mit dem Bagno von Toulon verknüpfte und so lange es nicht vertilgt war, kam ich mir wie ein Schelm vor, der in den Kreis der Biedermänner nicht gehört und sich sein Glück nur gestohlen hat. Mein Glaube sagte mir, daß Gott bei aller Liebe und Gnade auch heilig und gerecht sei. Ich aber hatte mich seinem Gesetz entzogen und vor der Welt, vor deren Augen ich gefrevelt hatte, noch immer meine Strafe nicht gebüßt. Listig hatte ich mich um sie hinweggeschlichen und gemeint, auch ohne diese öffentliche Buße die Menschheit versöhnen zu können. Durfte und konnte dies so bleiben? Ach, ich hatte nach Gerholds Tode Niemand, vor dem ich mein Herz ausschütten durfte, denn Winter war theils zu entfernt, um bei ihm in den Stunden der Angst Trost und Hülfe zu suchen, theils rief auch ihn bald darauf der Bote Gottes zu höherem Berufe ab. So mit meinem lastenden Geheimniß auf mich selbst beschränkt, ging ich keinem neuen Morgen ohne die Furcht entgegen, aus meinem Himmel gestürzt zu werden. Und ich hatte mich darin nicht

getäuscht. Noch immer gilt der Ausspruch: „was der Mensch säet, das muß er erndten.“ Auch ich mußte seine Wahrheit an mir selbst erleben und wenn diese auch nicht in ihrer furchtbaren Strenge an mir sich offenbarte, so nöthigte sie mich doch, auch diese meine neue Heimath zu verlassen und abermals in die Fremde zu ziehen.

Eines Tages — ihr erinnert euch dessen gewiß noch recht wohl — war ich, wie das täglich geschah, im Stalle und bekam in dem Augenblick, wo ich mich zufällig bückte, von einem Pferde einen Schlag an der Schulter, der mir die Besinnung raubte. Christian, mein treuer Kutscher, war bei der Hand, riß mir die Kleidung ab und wusch in seiner Herzensangst die Quetschung mit Branntwein, schickte aber auch zugleich einen Knecht nach der nächsten Stadt, um meinen Arzt zu holen. An seiner Stelle kam indeß ein Chirurgus, ein Mann ohne alle Bildung. Er untersuchte die Stelle, die ich ihm nothgedrungen entblößen mußte und verordnete das Eine und Andere, doch nicht, ohne einen scharfen Blick auf mein Brandmal geworfen zu haben. So schweigsam und diskret Christian war, der, obwohl er dasselbe auch bemerkt haben mußte, sich nie weder gegen mich, noch gegen Andere

etwas verlauten ließ, so unedel benahm sich der Wundarzt. Ohne Umschweife stellte er mich einige Zeit darauf über seine gemachte Entdeckung zur Rede und sagte mir geradezu in's Gesicht, er sehe in mir einen ehemaligen Galeerensträfling und fordere mich auf, ihm zu erklären, welche Bewandniß es damit habe. Nach langer Zeit — ich gestehe es, — kam ich wieder in die Versuchung, in meinen Jugendfehler zu fallen und zu lügen, doch ich überwand das Böse in mir und nach einigem Bedenken, ob es nicht gerathener sei, den unberufenen Frager aus der Thür zu werfen, theilte ich ihm aus meinem Leben mit, was er zu wissen verlangte und forderte ihn auf, meiner Ehre zu schonen. Zwar gelobte er es mir, allein wie ich nur zu bald wahrnahm, unter äußerst lästigen Bedingungen. Denn kaum waren vier Wochen vergangen, als er bei einem seiner häufigen Besuche, mich dringend bat, ihm 300 Thlr. zu leihen, da er tief in Schulden sitze. Um seine Verschwiegenheit zu erkaufen, gab ich ihm die gewünschte Summe. Nach kurzer Frist hatte er indeß neue Forderungen zu machen, was diesmal in einem ziemlich unfreien Zustand geschah, da er ein Freund vom Branntwein war. Er spielte dabei auf mein Vergehen an und benahm sich

so vertraulich und dummdreist und so alle Achtung bei Seite setzend, daß ich zu meinem Schrecken erkannte, ich sei in der Gewalt eines höchst niedrig denkenden Mannes. Es blieb mir deshalb nichts übrig, als schleunige Flucht aus seiner Nähe. Ach, mit schwerem Herzen entschloß ich mich dazu, denn ich lebte so glücklich in Segebach. Allein das Opfer mußte gebracht werden. Schon schienen mir, führte mich der Zufall mit dem Einen und Andern zusammen, die Blicke der Menschen lauernder und schärfer auf mir zu haften, und mochte ich mich darin auch irren: meine Angst, als ehemaliger Galeerensträfling entlarvt zu werden, hatte etwas so Beklemmendes und Marterndes, daß ich mein Verhältniß aufzugeben eilte, worin ich Jeden und auch euren damaligen Lehrer im Verdacht hatte, er wisse mehr von mir, als ich ertragen konnte. Darum unsre damalige schnelle Abreise, bei der ich Alles so vorsichtig betrieb, daß Niemand die Spur meines Weges verfolgen konnte. Nur eure alte Wärterin, auf deren Treue und Verschwiegenheit ich mich verlassen durfte, war in's Geheimniß gezogen und bereit, uns bis an's Ende der Welt zu begleiten. Allein nur äußere Ruhe hatte ich mir durch schwere Opfer zu erkaufen vermocht, mein innerer Friede

war dahin und kein Gebet, keine Tugendübung und Pflichttreue konnte ihn auf die Dauer in mir herstellen. Mitten durch die Stille der Nacht hörte ich im Geist jenes Gelächter der Hölle, das damals in der bösesten Nacht meines Lebens gellend an mein Ohr schlug und die Worte „nun bist du mein!“ Und wenn ich dann flehend die Hände zum Himmel emporhob, dann fühlte ich jenen furchtbaren Schmerz in meinem Brandmal, der mich damals durchzuckte, als die Faust des Büttels es mir eingrub und der Chor der Erinnyen rief mir mit hohler Grabesstimme die Worte zu:

„Wohl dem, der ohne Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.“

Diese leise Geisterstimme, die unaufhörlich in meinem Innern geweckt wurde, sie war es, die mir alle Freude am Leben vergiftete, und während ich äußerlich glücklich war, mich durch das Gewicht der furchtbaren Wahrheit erdrückte: „der Uebel Größtes sei die Schuld.“

Doch Gott sei gepriesen! bald wird dies Leben im Leibe des Todes zerronnen, bald wird diese Schuld, wie ein Kleid von mir abgefallen sein! Ich fühle, meine Auflösung ist nahe. Mit ihr ist die Zeit der Büßung vorüber und rein und makellos wird mein Geist zu dem kommen, der nicht ewig straft. Ich sehne mich nach diesem Zustand der Verklärung. Da, da wird das Alte vergangen und Alles neu geworden sein. Ihr aber meine theuren Kinder, betet für meine Seele und gelobet mir auf meinem Grabe, Gott und der Tugend getreu zu bleiben. Dann werdet ihr inneren Frieden genießen, dann wird keine Furcht vor der Welt euch quälen, dann dürfet ihr Jedem frei in's Auge blicken, denn es ruht auf euch nicht der verborgene Fluch der Selbstverachtung. Ich segne euch mit dem Gruß des Friedens. Einst werde ich euch wiedersehn, dort, wo kein Schmerz mehr am Leben nagt."

Oft durch Thränen unterbrochen, hatte Moritz dies Bekenntniß des theuren Vaters seinen tiefbetrübten Geschwistern vorgelesen. Jetzt war er damit zu Ende und nur noch das Tagebuch übrig, das er in der Schweitz geführt hatte. Allein die Geschwister waren zu traurig gestimmt und zu tief erschüttert, um hiebei

zu verweilen, es trieb sie vielmehr hinaus zu dem Grabhügel des frommen Dulders, der einen kurzen Wahn durch eine lange Reue gesühnt hatte. Hier knieten sie nieder und gaben sich die Hand, Gott vor Augen und im Herzen zu behalten und die ernsten Lehren in sich zu befestigen, die ihnen das Leben ihres Vaters gab. Um sich noch mehr im Guten zu stärken, that Moritz seinen Geschwistern den Vorschlag, bei jeder Wiederkehr des Sterbetages ihres Vaters zusammenzukommen und sowohl den Lebenslauf als auch das wichtige Tagebuch desselben sich gegenseitig vorzulesen, um es ihrem Gemüth tief einzuprägen, daß nichts so gefährlich sei, als das Spiel mit der Sünde. — Ohne daß sie es gewahr wurden, trat in diesem Augenblick ihr Lehrer zu ihnen, der ihr Gelübde wie ihren Vorsatz mit angehört hatte und indem er sie väterlich in seine Arme schloß, rief er ihnen den schönen Ausspruch Hölty's zu:

„Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab."

Druck von Imm. Webel in Zeitz.

Bei dem Verleger dieses sind noch folgende Romane und Novellen erschienen und überall mit Beifall aufgenommen worden:

Schloß Lilienhof oder **die nordischen Flüchtlinge.** Von St. Nelly. 2 Thle. 8. $3\frac{1}{3}$ Thlr.

Der freundliche St. Nelly führt in diesem Werke den Leser in ein weniger bekanntes Land und verdient er eben deshalb unsern besten Dank. Es ist das Leben der hohen Russischen Noblesse, zur Zeit der zweiten Katharina, wie es damals im Innern ihrer Marmorpaläste, nur selten der Außenwelt sichtbar werdend, sich gestaltete; es ist gleichsam eine Probe, die er uns giebt, von den grauenvollen Dingen, die das vorige Jahrhundert in den reitzenden Boudoirs und in den unnatürlichen Kerkern der Schlösser des Russischen hohen Adels geschehen sah. Aber mit welcher Kunst weiß der Verfasser das Schrecklichste mit den lieblichen Kränzen innigster Freundschaft, treuester Liebe, edelster Hingebung auszuschmücken. Wie gräßlich die That ist, welche vollbracht wird, eben so herrlich und groß zeigt sich auf der andern Seite die Tugend der edlen Dulder, und man drückt im Geiste dem Verfasser dankbar die Hand, daß er die Sache zu einem wahrhaft beseligenden Ende hinausführt. Das Schloß Lilienhof ist unbedingt das Ausgezeichnetste, was St. Nelly bis jetzt geliefert hat.

Blüthen aus Tetschens goldenen Auen, von St. Nelly. 3 Bände.

Inhalt: Die Gefesselte — Nadine, das Soldatenkind — Die Waise — Der Oheim — Unter zwanzig Mädchen eine Braut — Mißlungene Rache — Die Unvermählten. —

Unstreitbar gibt es wenig derartige Werke, die ihres schönen Titels würdiger sind, als dieses. Die Erzählungen gleichen den lieblichen Kindern des Lenzes, nicht etwa in einem künstlich

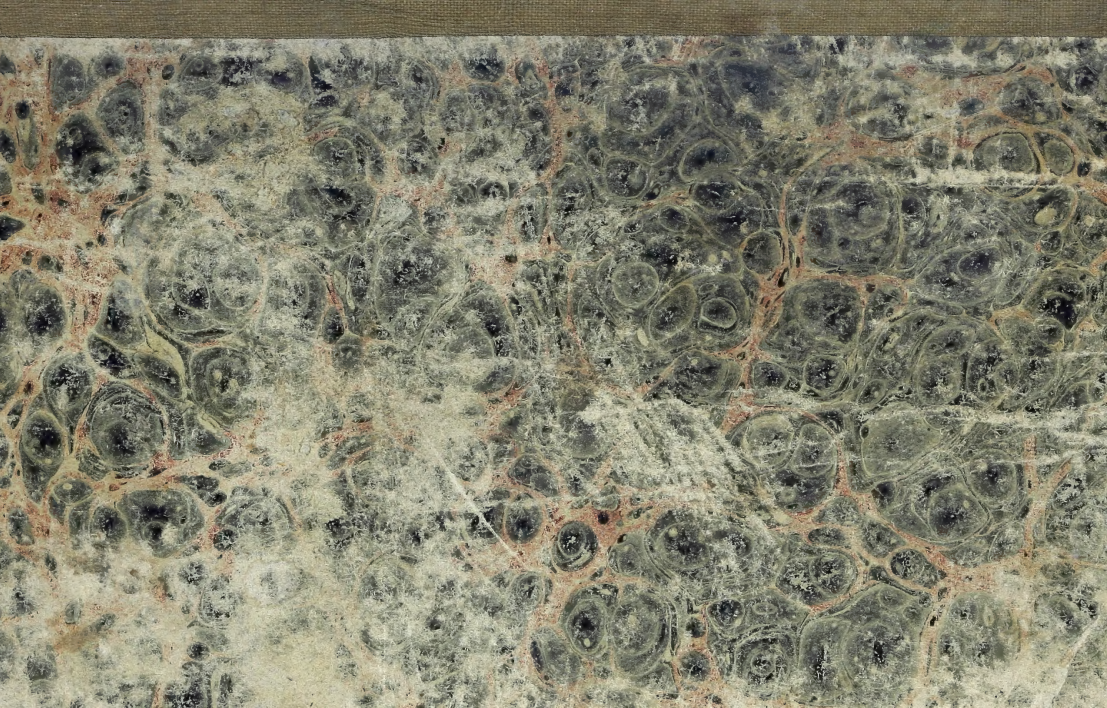
zugeschnittenen Garten, sondern auf dem schönsten Wiesenstück, wie **Tetschens** herrliche Umgebungen es nur immer aufzuzeigen haben mögen. Selbst wenn sich der Schöpfer dieser ausgezeichneten Produktionen auf dem Felde der schönen Wissenschaften in seiner naiven Genialität zuweilen fortreißen läßt, den Maaßstab der strengen Kunst einen Augenblick bei Seite zu legen, so dient das nur dazu, den Reiz des Ganzen zu erhöhen und das Gemüthliche desselben in seinem vollen freundlichen Lichte zu zeigen. Wir können diesen herrlichen Blüthenkranz wirklich als einen vortrefflichen Schmuck Allen empfehlen, die gern mit dem Schönsten ihren Bücherschatz zu vermehren wünschen.

Erzählungen von M. Norden. 8. 2 Thle.

Inhalt: 1. Theil, die Stiefschwester. 2. Theil: Paul Scalig in Preußen. Das Zusammentreffen auf Helgoland.

Das Publikum empfängt mit diesen anspruchslosen Erzählungen einen wahren Schatz der angenehmsten Unterhaltung. Zwar treten in ihnen keine Riesengestalten auf, an denen man staunend hinaufblickt, ihr Dasein unbegreiflich findend; dafür bieten sie aber die holdseligsten Gestalten, die einfach-schönsten Gebilde, wie das wirkliche Leben sie zuweilen hervorbringt. Man fühlt sich ordentlich heimisch in diesen Erzählungen, wohl nur aus dem Grunde, weil sie sich nicht in den Regionen des Verzerrten, Uebertriebenen, des Wunderbaren, Uebernatürlichen bewegen. Sie gleichen einem sanften Bächlein, das wie ein Silberfaden murmelnd seine glänzenden Wellen durch Blumenauen dahin schlängelt.

No Am!

1/7 1381

— ou